

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen

Der Hexer aus der Todeszelle

von Robert Lamont

Abgeschlossener Roman

Fr 1,50



Der Hexer aus der Todeszelle

Professor Zamorra Nr. 53

von A.F. Morland

erschienen am 29.06.1976

Der Hexer aus der Todeszelle

Das Unheil begann lange bevor sie Carl Lyman stellten und ermordeten. Genau genommen fing es an jenem Tag an, an dem sich Lyman dazu entschloss, seine Seele dem Teufel zu verschreiben. Damit begann sich eine unheimliche Lawine zu lösen. Und dann kam die Nacht, in der der Satan sich ans grausige Regiepult setzte und die menschlichen Puppen nach seinem schrecklichen Willen tanzen ließ.

Lyman griff zur Axt. Er hetzte aus dem Haus, in die pechschwarze, von Blitzen grell zerfetzte Nacht hinein, und er hieb jedem den Schädel ein, dem er begegnete.

Sieben Cops überwältigten den Amokläufer… Untersuchungshaft, Gerichtsverhandlung, Urteil: lebenslänglich. Keiner ahnte, dass das Grauen damit erst seinen unheilvollen Anfang nahm …

Es roch nach Waschpulver und Wäschedampf in der großen Gefängniswäscherei. In den mächtigen Kesseln brodelte das Wasser. Pedro Santana, der uneingeschränkte Herrscher im Knast, hatte es so eingerichtet, dass es im Augenblick keinen Aufseher in der Nähe gab.

Sie waren allein mit Carl Lyman. Und genau das hatte Santana bezweckt. Er drängte mit seinen Freunden Lyman in eine düstere Ecke. Seine Augen glitzerten böse. Vier gegen einen waren sie. Ein prächtiges Verhältnis. So richtig nach Santanas gnadenlosem Geschmack.

Carl Lyman wich vor den vier Häftlingen so lange zurück, wie er konnte. Als er mit dem Rücken gegen die Wand stieß, blieb er erschrocken stehen.

»Jetzt hast du Schiss, was?«, zischte Santana grinsend. Er genoss Lymans Angst.

»Was wollt ihr von mir?«, fragte Lyman gepresst.

Santana packte ihn an der grauen Jacke und schüttelte ihn gereizt.

Er war mittelgroß, schlank, hatte stets einen zynischen Ausdruck um die Mundwinkel, war wegen Raubmordes eingesperrt worden und hatte sich darauf eingerichtet, die Anstalt bis an sein Lebensende als seine Heimat zu betrachten. Er hatte hier die Befehlsgewalt.

Jedermann tanzte nach seiner Pfeife. Sogar die Aufseher.

»Du kotzt mich allmählich an, Lyman!«, knurrte Santana wütend.

»Ich habe dir nichts getan!«, widersprach Carl Lyman.

»Dein dämliches Geplapper von der Schwarzen Magie, die du angeblich beherrschst, das dreht mir den Magen um!«

»Warum stört es dich?«

»Weil ich mich von niemandem für blöde verkaufen lassen möchte, Lyman. Deshalb. Auch von dir nicht.«

Carl Lyman starrte Santana nun durchdringend an. »Besser, ihr lasst mich zufrieden!«, sagte er scharf.

Santana lachte frostig. »Hört ihr, was die Pfeife sagt? Habt ihr’s gehört? Steckt bis zum Hals im Mist und riskiert noch so ‘ne Lippe.«

John Robinson und George Ponte, zwei kräftige Muskelmänner, lachten mit Santana. Leif Cannon hingegen, ein Typ mit schmalen Schultern, flachem Bauch und zitternden Knien, hätte lieber das Weite gesucht. Da er jedoch wusste, dass Santana ihm das krumm genommen hätte, blieb er und versuchte, Augen und Ohren vor dem zu verschließen, was soeben passierte.

»Lass mich los, Santana!«, verlangte Lyman eiskalt. Von diesem Moment an war keine Furcht mehr in seinen Augen. Er wusste, dass er diesen Männern nicht mehr allein gegenüberstand. Der Teufel war gekommen, um sein Rückgrat zu stärken.

Santana fletschte die blitzweißen Zähne. »Hör zu, Lyman. Ich bin hier der Macher! Ich habe das Sagen! Es wird getan, was ich will.

Deshalb passt es mir nicht, wenn sich neben mir plötzlich einer aufzublasen beginnt. Solange ich in diesem Gefängnis bin, hört alles auf mein Kommando – und nur auf meines! Nun ist mir aber zu Ohren gekommen dass du die Absicht hast, mir meine Position streitig zu machen. Du möchtest hier im Knast gerne den King spielen, sagt man mir. Junge, das kannst du doch nicht im Ernst wollen. Weißt du denn nicht, dass du in diesem Gefängnis der letzte Dreck bist, wenn ich es sage?«

Lymans Augen begannen mit einemmal feindselig zu glühen.

»Zum letzten Mal, Santana! Geh mir aus dem Weg!«

»Und wenn ich's nicht tue?«, fragte Santana herausfordernd.

»Besser, du lässt es nicht darauf ankommen.«

»Was passiert, wenn ich mich nicht von der Stelle rühre? Nun sag's schon, du großkotziger Bastard. Sag es uns, damit wir was zu lachen haben!«

»Verdammt, Santana, ich habe einen Verbündeten, der mir hilft, dir in jeder Beziehung überlegen zu sein.«

Santana grinste. »Schwarze Magie, he?«

»Jawohl. Und du solltest diese gefährliche Macht lieber nicht anzweifeln.«

»Ach, jetzt spricht er schon von Macht. Du willst doch nicht etwa behaupten, dass du besser bist als wir vier.«

»Ihr könnt mir nichts anhaben.«

»Na, das wollen wir doch gleich mal sehen!«, fauchte Santana.

Blitzschnell holte er einen Schlagring aus seiner Hosentasche. »Haltet ihn fest, Freunde. Unser Hexenmeister soll endlich sehen, dass seine ganze verdammte Schwarze Magie für die Katz ist.«

Robinson und Ponte packten sofort zu. Wie Schraubstockbacken klemmten sie Lyman zwischen sich fest. Er konnte kaum noch richtig atmen. Leif Cannon warf einen kurzen Blick in Santanas Gesicht und erschrak zu Tode. Er erriet Santanas Absicht. Er wollte Lyman nicht bloß einen Denkzettel verpassen. Santana wollte ihn erschlagen.

»Himmel, lasst ihn in Ruhe!«, stöhnte Cannon bestürzt.

»Schnauze!«, fauchte Santana grimmig.

»Du kannst ihn doch nicht…«

»Halt den Rand!«, bellte Santana den schmalen Burschen an. »Der Bastard bekommt nur das, was ihm gebührt.«

Mit ungeheurem Dampf schlug Santana zu. Der Schlagring grub sich tief in Lymans Bauch. Ein heftiger Schmerz verzerrte das Gesicht des Magiers. Schon kam der nächste Schlag und wieder einer und noch einer. Santana bedeckte den ganzen Körper Lymans mit furchtbaren Hieben. Wie eine Maschine rackerte er. Den Kopf hob er sich bis zum Schluss auf. Lyman hing erledigt zwischen Robinson und Ponte. Aber Santana war mit seinem Werk noch nicht fertig. Lyman röchelte.

Cannon winselte, Santana solle es doch endlich genug sein lassen, doch Pedro Santana trommelte sich mehr und mehr in eine wilde Raserei hinein. Als sein Schlagring zum ersten mal das Gesicht Lymans traf, packte ihn ein erschreckender Rausch.

Als Lymans Beine ihn nicht mehr zu tragen vermochten, befahl Santana »Lasst ihn los.«

Robinson und Ponte traten einen Schritt zurück. Carl Lyman kippte nach vorn und fiel genau vor Leif Cannons Füße. Der Schmale machte einen entsetzten Sprung zurück.

»Du hast ihn erschlagen, Santana!«, stammelte er. »Du hast ihn erschlagen.«

»Hast du mit der Kreatur etwa Mitleid?«, grollte Santana sofort.

Cannon schüttelte hastig den Kopf. »Nein. Nein, natürlich nicht, Santana. Natürlich nicht! Ich denke nur…«

»Überlass das Denken den Pferden mein Junge. Die haben einen größeren Kopf als du!«

Robinson kniete nieder. Er drehte Lyman auf den Rücken. »He, Boss!«, sagte er aufgeregt.

»Hm?«

»Er lebt noch!«

Santana beugte sich mit mitleidlosen, kalt glitzernden Augen über den Sterbenden. Lymans Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen.

»Tatsächlich!«, grinste Santana beeindruckt. »Ist verdammt zäh, so ein Hexer, was?«

»Er will noch etwas sagen!«, keuchte Robinson.

Santana und die anderen beugten sich noch weiter über Carl Lyman. Die blutigen Lippen bebten. Ein heftiges Zittern ging durch seinen langsam erschlaffenden Körper. Es kostete ihn sehr viel Kraft, die Augen zu öffnen.

Welche Augen! Cannon schauderte.

Diese Fülle von Hass, die in Lymans Augen glühte, würde er bis an sein Lebensende nicht vergessen können.

»Das werdet ihr zu büßen haben!«, röchelte Lyman, dass Robinson und Ponte kalte Schauer über den Rücken liefen. Sie waren nicht so hart wie Santana, den so etwas nicht berühren konnte. »Schon bald!«, gurgelte Lyman. »Alle vier!« Dann rollte sein Kopf zur Seite.

Es war vorbei mit ihm.

***

Professor Zamorra und seine reizende Sekretärin Nicole Duval waren nach New York gekommen, weil Bill Fleming – Zamorras langjähriger Freund – sie eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen und mit ihm gemeinsam ein paar Tage unbeschwerten Urlaub zu verbringen. Sie

saßen um den Frühstückstisch. Zamorra legte kopfschüttelnd die New York Times weg.

»Was hast du?«, fragte ihn Nicole. »Womit bist du schon wieder mal nicht einverstanden, Chef?«

»Von vorne bis hinten Verbrechen, Verbrechen, Verbrechen. Und die Kerle, die von der Polizei geschnappt werden, treiben ihr Spielchen im Knast munter weiter.« Zamorra wies auf die Schlagzeile.

HÄFTLING ERSCHLAGEN!

»Darf ich mal?«, fragte Nicole. Zamorra reichte ihr die Zeitung. Sie las die Nachricht, erfuhr von Carl Lymans Tod und dass es nicht möglich sei, die Täter zu stellen, weil keiner der Häftlinge bereit sei, dazu eine Aussage zu machen.

Bill Fleming, ein junger, gutaussehender Historiker, wusste dazu mehr zu sagen. Er begann: »Der Gefängnisdirektor ist ein Freund von mir. Die Geschichte da liegt bereits drei Tage zurück. Amos Segal, so heißt mein Freund, hoffte, die Geschichte totschweigen zu können. Aber nun ist sie doch an das Ohr eines Zeitungsmannes durchgesickert. Bei dem ermordeten Häftling handelt es sich um einen Magier. Er bekam lebenslänglich, weil er eines Nachts Amok lief und dabei mit einer Axt drei Menschen erschlug. Vor Gericht wollte er sich damit rausreden, dass er zu diesem Zeitpunkt vom Teufel besessen war. Aber der Gerichtspsychiater stellte einwandfrei fest, dass man Carl Lyman für die Tat voll verantwortlich machen könne…«

Zamorra blickte seinen Freund erstaunt an. »Warum hast du uns davon nichts erzählt, Bill?«

Fleming lächelte. »Seid ihr hier, um auszuspannen, oder um euch solche Gräuelgeschichten anzuhören?«

»Du weißt, wie sehr mich diese Dinge interessieren.«

»Eben deshalb habe ich geschwiegen.«

»Ein vom Teufel besessener Magier wird in einer Strafvollzugsanstalt von seinen Mithäftlingen erschlagen!«, fasste Zamorra, der Parapsychologe, zusammen. »Ich sage euch, die Geschichte wird ein Nachspiel haben.«

Bill leckte sich die Lippen. »Seit Lyman tot ist, herrscht eine nervenzermürbende Spannung im Gefängnis. Sowohl Aufseher als auch Häftlinge sind hypernervös. Amos Segal hat das Gefühl, dass irgend etwas Furchtbares in der Luft liegt. Carl Lyman soll erschreckend viel von Schwarzer Magie gewusst haben.«

Zamorra nickte. »Dann ist die Nervosität im Gefängnis begründet.«

»Einige abergläubische Häftlinge«, sagte Fleming mit spröder Stimme, »befürchten, dass Carl Lyman aus dem Totenreich zurückkommt und sich an seinen Mördern rächt.«

»Das halte ich für durchaus möglich«, sagte Professor Zamorra.

Bill Fleming erschrak. »Um Gottes willen! Mal den Teufel nicht an

die Wand!«

Zamorra steckte sich eine Zigarette an. Er rauchte nachdenklich und meinte nach einer Weile: »Der Fall interessiert mich, Bill. Tu mir den Gefallen und informiere dich genauer.«

***

John Robinson hatte das Gesicht eines Aasgeiers. Seine Augen lagen finster in den Höhlen. Sein Blick war stechend und beinahe schmerzhaft durchdringend. Der Mord an seiner Verlobten hatte ihn für alle Zeiten ins Zuchthaus gebracht. Marjorie hatte ihn mit einem Hafenarbeiter betrogen. Er war sehr bald schon hinter dieses Verhältnis gekommen, und da er der Meinung war, dass man einem Mann wie ihm so etwas nicht antun durfte, besorgte er sich E605. Er tat das Pflanzengift in Marjories Kaffee und sagte: »Trink!« Sie merkte, dass mit dem Kaffee etwas nicht stimmte, und als sie in Robinsons Gesicht sah, wusste sie, was er ihr zu trinken gab. Sie flehte ihn an, sie freizugeben, auf sie zu verzichten, doch er sagte nur:

»Trink!« Schließlich trank sie den Kaffee mit Tränen in den Augen und starb unter unsäglichen Qualen, an denen sich Robinson, dieses menschliche Scheusal, nach Herzenslust weidete. Der hässliche Kerl blinzelte zur Sonne hoch. Die Gefangenen standen in kleinen Gruppen im Gefängnishof herum. Robinson kickte einen kleinen Stein fort und schlenderte dann zu Pedro Santana, der sich gerade mit einem schwammigen Typ unterhielt. Als Robinson aufkreuzte, schloss der Schwammige seinen Mund und verdrückte sich.

»Was gibt’s, John?«, fragte Santana seinen Komplizen.

»Wie ist die allgemeine Stimmung?«, erkundigte sich Robinson.

»Unter den Aufsehern oder unter den Häftlingen?«

»Sowohl, als auch.«

»Krisenstimmung auf beiden Seiten, seit wir Carl Lyman die Schnauze eingeschlagen haben.«

John Robinson scharrte mit dem Fuß auf dem Boden.

»Irgend etwas macht dir Kummer!«, sagte Santana.

»Ja, Boss.«

»Was ist es?«

»Leif Cannon. Der Junge macht mir echt Sorgen.«

»Weshalb?«

»Weiß nicht. Habe das Gefühl, er könnte schlappmachen und uns verpfeifen.«

Santana schüttelte grinsend den Kopf. »Das wagt der doch nie, John.«

»Leif ist ein feiger Hund…«

»Na eben. Deshalb wird er die Schnauze halten.«

»Wenn ihm die Aufseher aber mal tüchtig zusetzen, singt der wie ‘ne Drossel, das hab’ ich im Gefühl.«

Santanas Miene verfinsterte sich. Seine kalten Schlangenaugen suchten den Jungen, von dem sie sprachen. Cannon lehnte an der Mauer des Gefängnistrakts und starrte Locher in den Boden. Sein Gesicht wirkte schlaff, der Teint sah ungesund und grau aus. »Der soll sich nicht verkühlen, uns zu verpfeifen!«, knurrte Santana. Über seiner Nasenwurzel stand eine steile Falte. »Er hätte die längste Zeit in Frieden gelebt, wenn er das täte. Hör zu, John: Geh zu ihm und lass ihn wissen, dass ein Messer sehr schnell im Bauch drin sein kann. Und sag ihm, dass ich ein Messer habe, verstanden?«

»Okay, Boss. Er wird die Warnung verstehen.«

»Ja«, sagte Santana. »Ein Schuss vor den Bug kann nicht schaden. Der Junge grübelt zuviel. Das sieht man. Ich kann seine Denkmaschine bis hierher arbeiten hören. Soll sich vorsehen. Wenn er nicht bei der Stange bleibt, geht's ihm verflucht dreckig.«

»Ich geh' gleich mal rüber zu ihm«, sagte Robinson.

»Tu das«, grollte Santana. »Und bestell ihm einen schönen Gruß von mir.«

Robinson löste sich von Pedro Santana. Ohne Eile schlenderte er auf Leif Cannon zu. Der Junge war so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass er Robinson nicht kommen sah, und als dieser ihn anredete, zuckte er erschrocken zusammen. Sein Blick flatterte, als er Robinson in die gefährlichen Augen schaute.

»Na, Junge. Wie ist das werte Befinden?«

»Beschissen«, sagte Cannon ehrlich.

»Was bedrückt dich?«

»Du weißt schon.«

»Ich habe soeben mit Santana über dich gesprochen.«

»So?«

»Er meint, es ist 'ne verdammt große Schweinerei, wenn 'ne Ratte sich mit dem Gedanken beschäftigt, pfeifen zu wollen.«

Cannon schaute zu Santana hinüber. Der hatte sich abgewandt und diskutierte gestenreich mit George Ponte.

»Was möchte er damit ausdrücken, he?«, fragte Cannon heiser.

»Kannst du's dir nicht denken? Junge, Pedro Santana ist ein großmütiger Mensch, das wirst du nicht bestreiten können. Und zu seinen Freunden ist er wie ein Vater. Aber wenn er merkt, dass ihm einer ein Bein stellen möchte, dann kann er verdammt sauer reagieren. Und das komische bei Santana ist, dass er immer schon reagiert, bevor der andere was getan hat. Du kennst ihn doch. Brauche ich dir mehr zu erzählen?«

Cannon blickte Robinson ärgerlich an. »Was soll das Geschwafel. Hat er dich mit einer Botschaft zu mir geschickt? Dann spuck sie aus und zieh wieder Leine. Ich möchte allein sein.«

Robinson verzog das Gesicht zu einem giftigen Grinsen. »Ist nicht

gut, wirklich nicht, soviel allein zu sein, soviel nachzudenken, glaub mir, Leif. Der Boss lässt dir ausrichten, du sollst keinen Quatsch machen und auch weiterhin die Schnauze halten!«

»Wie kommt er darauf, dass ich reden möchte?«

»Er hat's einfach im Gefühl. Ist 'n prima Menschenkenner, unser Boss.«

Cannon brauste ärgerlich auf: »Verdammt noch mal, du redest von ihm, als wäre er ein König. Er ist ein Häftling wie du und ich.«

»Ist er eben nicht. Mensch, Leif, hast du immer noch nicht gemerkt, was hier im Knast gespielt wird? Also wenn du das noch nicht gespannt hast, dann hast du wohl nicht viel Grips in deinem Schädel. Santana kann machen, was er will. Nur raus kann er nicht. Aber hier drinnen ist er der uneingeschränkte Herrscher. Je eher du dich damit abfindest, desto besser für dich. Niemand außer ihm hat hier das große Sagen. Du hast erlebt, wie es den Typen geht, die sich offen gegen ihn stellen. Carl Lyman musste sogleich abtreten. Und wenn du lebend aus dem Knast kommen willst, beachte meinen gut gemeinten Rat: Halt die Schnauze und vergiss, was in der Wäscherei vorgefallen ist. Die Aufseher können sich natürlich denken, wer Lyman abgeknipst hat. Aber sie kriegen es von niemandem bestätigt. So soll es auch in Zukunft bleiben, verstanden? Noch mal: Du kennst Santana. Er ist ein herzensguter Mensch, wenn er weiß, dass man ihn mag. Wenn er aber spitzkriegt, dass jemand die Absicht hat, ihn zu verpfeifen, kann er verdammt ungemütlich werden.«

Cannon fuhr sich nervös über die Augen. »Er hätte Lyman nicht erschlagen dürfen!«, presste er heiser hervor.

»Hör mal, das hat er doch nicht absichtlich getan.«

»Doch, John. Doch, das hat er.«

»Also ich muss es doch besser wissen als du!«

»Er hat Lyman mit voller Absicht erschlagen!«, sagte Cannon beharrlich.

Robinson kam einen Schritt näher und raunte: »Junge, das behältst du besser ganz allein für dich. Es war ein Unfall, verstanden? Ein ganz bedauerlicher Unfall.«

Leif Cannon schaute Robinson konsterniert an. »Wie kannst du nur mit solch einer gewaltigen Lüge leben?«

»Ach, das macht mir keine großen Schwierigkeiten«, gab Robinson grinsend zurück. »Und dir empfehle ich: Breite den Mantel des Vergessens über die ganze Geschichte. Dann wirst du hier im Knast noch ein prima Leben haben.«

Cannon senkte den Blick und schüttelte den Kopf. Verzweifelt sagte er: »Ich kann es nicht vergessen! Herrgott noch mal, mir war dieser Lyman genauso zuwider wie euch. Aber ich werde niemals vergessen können, was ihr ihm vor meinen Augen angetan habt.«

»Nun spiel jetzt nicht den Zimperlichen, verdammt noch mal. Weswegen sitzt du denn? Du hast einen Typ erschlagen!«

»Das war Totschlag. Das wollte ich nicht. Ich hatte Pech.«

»Fest steht, dass du einen umgelegt hast. Santana hat nichts anderes getan.«

»O nein. Bei Santana war es vorsätzlicher Mord!«

»Für dich war's ein Unfall. Halte dir immer vor Augen, dass du dabei gewesen bist, Leif!«

Robinsons Stimme hatte sich gesenkt. Unheil schwang in ihr mit.

Er starrte den Jungen mit seinen bösen Augen durchdringend an.

»Wie viele Jahre hast du noch?«

Cannon schluckte trocken. Sein Adamsapfel jagte auf und ab.

»Zwei«, seufzte er.

Robinson grinste. Er stach mit seinem Zeigefinger gegen Cannons Brust.

»Zwei Jahre nur mehr. Das sitzt du doch auf einer Backe ab, wie?«

»Ich hoffe es.«

»Nun stell dir mal vor, was passiert, wenn du singst. Angenommen, Santana lässt dir nicht den Bauch aufschlitzen. Was denkst du, was geschieht, wenn du die Zähne auseinander nimmst und den Aufsehern erzählst, was in der Gefängniswäscherei gelaufen ist. Santana könnte einen Haufen ›Augenzeugen‹ mobilisieren, die alle gesehen haben, wie du Carl Lyman erschlagen hast.«

Cannon erschrak. »Das würde niemand glauben!«

»Meinst du? Darauf würde ich an deiner Stelle aber keine Schlösser bauen. Pedro Santana ist ein Fuchs. Dem bist du nicht gewachsen. Er würde dafür sorgen, dass du zu deinen zwei Jahren noch einen lebenslangen Batzen dazukriegst: wegen Mordes an Carl Lyman. Ich hoffe, wir verstehen uns jetzt, mein Junge.«

Robinson wandte sich um und kehrte zu Santana zurück. Cannon kochte vor Wut. Es war die Wut des Schwachen, der weiß, dass er sich alles bieten lassen muss, ohne jemals zurückschlagen zu können.

***

Zwei Tage später arrangierte Bill Fleming eine Zusammenkunft mit Amos Segal, dem Gefängnisdirektor. Zamorra aß in dem vornehmen Restaurant, in dem sie sich eingefunden hatten, flambierte Kalbsmedaillons. Während sich der Parapsychologe die Verdauungszigarette anzündete, musterte er Segal über die Flamme seines Feuerzeugs hinweg. Segal war ein Mann mittleren Alters, breitschultrig, gedrungen, mit lustig funkelnden Augen. Trotzdem erkannte Zamorra an diesem Tag sofort: dieser Mann hat Sorgen.

Dunkle Ringe unter den Augen des Gefängnisdirektors zeugten davon.

»Bill hat mir viel von Ihnen erzählt, Mr. Zamorra«, sagte Amos Segal, während er sich abmühte, seine Meerschaumpfeife in Brand zu setzen. Endlich klappte es. Blauer Rauch quoll ihm aus den Nasenlöchern. »Sie sollen eine wahre Kapazität auf dem Gebiet der Parapsychologie sein. Leider habe ich, wie die meisten Menschen, von dieser Wissenschaft kaum eine Ahnung.«

»Die Parapsychologie ist ein sehr weit gestecktes Feld, Mr. Segal«, erwiderte Professor Zamorra.

»Sie befassen sich auch mit Schwarzer und Weißer Magie?«

»Selbstverständlich.«

»Mit beachtlichem Erfolg, wie ich nicht unerwähnt lassen möchte«, warf Bill Fleming ein. Das Restaurant, in dem sie saßen, war wie das Innere einer alten Fregatte dekoriert. Die Kellner trugen Korsarenuniformen. Einer von ihnen servierte soeben ab.

Als die Männer wieder unter sich waren, meinte der Gefängnisdirektor: »Seit dieser Carl Lyman nicht mehr lebt, geschehen in meiner Strafanstalt unerklärbare Dinge.«

»Hat Lyman sich im Gefängnis mit Schwarzer Magie beschäftigt?« erkundigte sich Zamorra.

»Mir kam zu Ohren, dass er verschiedene Zaubertricks gezeigt hatte.«

»Hat er Geister beschworen?«

»Keine Ahnung. Aber für ausgeschlossen halte ich es nicht.« Segal paffte nervös. Er rutschte auf dem Stuhl hin und her und sagte schließlich mit spröder Stimme: »Die Anstaltsinsassen haben Angst, Professor.«

»Angst wovor?«

»Angst vor dem Unbekannten. Jeder hat so seine Vorstellungen von dem, was irgendwann passieren wird. Sie sind sich alle einig, dass es zu irgend etwas kommen wird. Die Leute machen sich natürlich auch gegenseitig verrückt. Die Hysterie greift mehr und mehr um sich. Ich frage Sie: Was wird die Folge sein? Eine Häftlingsrevolte!«

Segal riss sich die Pfeife aus dem Mund. Sein Blick loderte. »Dann gibt es Tote und Verletzte auf Seiten der Aufseher und auf Seiten der Häftlinge. Seit Tagen zerbreche ich mir darüber den Kopf, wie ich das verhindern kann. Aber mir fällt nichts ein. Der Tod von Carl Lyman sitzt jedem von uns wie ein Gespenst im Nacken und lässt uns nicht in Ruhe. Aber kann man ein Gespenst verjagen? Ich kann es nicht. Bill riet mir, ich solle mich an einen Fachmann wenden. Aus diesem Grund bin ich hier, Professor Zamorra. Was kann ich Ihrer Meinung nach unternehmen, dass es zu dieser befürchteten Katastrophe nicht kommt, dass das Damoklesschwert nicht herunterfällt, sondern oben bleibt?«

Zamorra streifte die Asche von seiner Zigarette. »Sie sprachen vorhin davon, dass seit Carl Lymans Tod unerklärbare Dinge in der

Strafanstalt geschehen.«

Amos Segal nickte schnell. »Das ist richtig.«

»Was geschieht? Können Sie mir konkrete Beispiele anführen?«

»Aus einem Wasserhahn tropfte Blut.«

»Haben Sie das gesehen?«

»Nein. Einer der Aufseher hat es mir berichtet.«

»Was ist das für ein Mann?«

»Äußerst zuverlässig. Kein Tagträumer. Wenn er Blut gesehen hat, dann entspricht das den Tatsachen.«

»Hat außer ihm noch jemand das Blut aus dem Wasserhahn tropfen gesehen?«

»Nein. Nur er. Es dauerte nur wenige Augenblicke, dann kam wieder klares Wasser.«

»Was weiter?«, forschte Zamorra.

»In der Wäscherei – da, wo Carl Lyman erschlagen worden war – war ein schauriges Stöhnen zu vernehmen. Doch niemand befand sich zu diesem Zeitpunkt in der Wäscherei.« Segal schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf. »Zum Henker, ich weiß wirklich nicht, was ich von diesen Dingen halten soll, Professor. Als vernunftbetonter Mensch muss ich diese Dinge natürlich strikt ablehnen. Aber irgend etwas in mir empfiehlt mir, nicht einfach sorglos darüber hinwegzugehen: Irgend etwas in mir ist bereit, das alles zu akzeptieren. Ich fühle mich geistig und seelisch in zwei Teile gespalten. Das macht mich ganz krank. Hinzu kommt noch, dass mehrere Häftlinge – unabhängig voneinander – behaupteten, sie hätten Carl Lyman gesehen. Sie schwören darauf Stein und Bein, der eine will Lyman in der Bibliothek gesehen haben. Der andere im Gefängnishof. Der dritte im Freizeitraum. Ich versuche mir einzureden, dass so etwas durch eine Selbsttäuschung hervorgerufen wurde. Andererseits aber wurde Lyman nach seiner Beerdigung insgesamt dreimal gesehen. Und nicht immer nur von ein und derselben Person. Kann es so etwas überhaupt geben, Professor?«

Zamorra drückte die Zigarettenkippe im Aschenbecher aus. Bedächtig nickte er.

»Diese Frage kann ich nicht von Haus aus verneinen, Mr. Segal. Lyman kannte offenbar die Geheimnisse der Schwarzen Magie, und er ist in der Lage, sich dieser Zauberkünste auch über seinen körperlichen Tod hinaus zu bedienen.«

Amos Segals Augen weiteten sich. »Sie meinen, sein Körper ist zwar tot, aber sein Geist lebt noch?«

»Das könnte ich mir durchaus vorstellen«, nickte Zamorra.

»Und dieser Geist kann einen Körper annehmen?«

»Einen Scheinkörper nur.«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass es keinem Menschen möglich ist, diesen Körper anzufassen. Man sieht ihn zwar, aber man fasst durch ihn hindurch, wenn man ihn ergreifen will.«

Segal legte die Pfeife weg, schüttelte den Kopf und sagte zu Bill Fleming: »Also das ist mir einfach zu hoch. Wie kann es so etwas geben?«

»Sie dürfen nicht vergessen, dass hier übernatürliche Kräfte, böse Mächte im Spiel sind«, gab Zamorra zu bedenken.

Segal klopfte aufgeregt die Pfeife aus. »Sie sind also der Meinung, in der Strafvollzugsanstalt, die ich leite, kann es tatsächlich spuken.«

»Ja«, nickte Zamorra.

Segal seufzte. »Mir bleibt doch wirklich nichts erspart.« Sein Blick heftete sich gespannt auf den Parapsychologen. »Wie kann ich das abstellen, Professor?«

»Es gibt für solche Fälle keine starren Regeln, Mr. Segal.«

»Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, diesem Spuk ein baldiges Ende zu bereiten?«

»Unter Umständen ja.«

»Was heißt, unter Umständen? Sagen Sie mir klipp und klar, was Sie an meiner Stelle dagegen unternehmen würden, Professor Zamorra. Wenn es sich irgendwie durchführen lässt, werde ich es tun!«

Zamorra verschränkte die Finger und blickte auf seine Nägel.

»Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Mr. Segal, würde ich so rasch wie möglich jene Leute auszuforschen versuchen, die Carl Lyman ermordet haben.«

»Was wäre damit gewonnen?«

»Soviel ich weiß, gibt es mehrere Täter«, sagte Zamorra.

»Ja. Wir nehmen an, dass es drei oder vier waren.«

»Finden Sie heraus, wer diese Männer sind, Mr. Segal…«

»Angenommen, das gelingt mir. Was weiter?«

»Lassen Sie diese vier Männer in vier andere Strafvollzugsanstalten überstellen. Sie werden sehen, dann kehrt in Ihr Gefängnis wieder Ruhe ein.«

Amos Segal schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass damit viel gewonnen ist, Professor. Okay. Die Männer kommen in andere Anstalten. Aber schiebe ich damit nicht bloß den Schwarzen Peter einem anderen zu? Wird Lyman nicht dann dort sein übles Spiel zu treiben beginnen?«

Zamorra nickte. »Sie haben recht, Mr. Segal. So würde es kommen.«

»Dann ist das keine Lösung für mich.«

Bill warf ein: »Man müsste versuchen, das Übel bei der Wurzel zu fassen.«

Zamorra schaute den Freund an und meinte ernst: »Das ist der steinigere Weg.«

»Kann man ihn trotzdem gehen?«, fragte Fleming.
»Ich könnte ihn gehen. Aber nicht ein so unerfahrener Mann wie Mr. Segal.«
Der Gefängnisdirektor war mit seinen Gedanken bereits wieder in der Anstalt. Er blickte starr an Zamorra und Bill vorbei und sagte ganz leise – weil es bloß laut gedacht war: »Die Namen von Lymans Mördern herauszufinden… das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Diese verdammten Häftlinge halten zusammen wie Pech und Schwefel. Aus denen kriegt man keinen Namen raus!«

***

Schweißüberströmt lag Leif Cannon in seinem Bett. John Robinson schlief über ihm. Vor einer Stunde war der Hauptlichtschalter nach unten gekippt worden. Das hieß: Nachtruhe. Robinson war kurz darauf eingeschlafen. Cannon war noch eine halbe Stunde wach gelegen. Mit furchtgeweiteten Augen hatte er die Matratze über sich angestarrt. Die Angst, die ihn Nacht für Nacht beschlich, drückte ihm schwer auf die Seele. Er fragte sich, ob er sich besser fühlen würde, wenn er sich einem Aufseher mitteilte. Aber immer, wenn er an diesem Punkt angelangt war, fiel ihm ein, was Robinson ihm in freundschaftlichem Plauderton gesagt hatte. Santana würde ihn umbringen lassen, wenn er auch nur den Versuch machen würde, zu singen.
John Robinson schlief mit tiefen, regelmäßigen Zügen. Cannon konnte das nicht verstehen. Wie war es möglich, dass dieser Kerl von seinem Gewissen nicht geplagt wurde. Robinson war weder furchtsam, noch machte er sich um seine Zukunft Sorgen.
Cannon dachte daran, dass Carl Lyman nach seinem Tod verschiedentlich gesehen worden war. Kalte Schauer rieselten ihm über den Rücken. Er hatte Angst vor Lymans Rückkehr.
Dass er kommen würde, das stand für Cannon außer Frage. Ungewiss war nur das Wann. Und das machte den Jungen halb wahnsinnig. Eine halbe Stunde marterte er sich mit allen möglichen schrecklichen Gedanken. Dann schlief er endlich ein. Aber er nahm seine Angst in den Schlaf mit hinüber.
Der Erfolg waren grässliche Alpträume, die ihm den kalten Schweiß aus allen Poren trieben. Er warf sich hin und her, wimmerte und stöhnte, stieß krächzende Schreckenslaute aus und zitterte am ganzen Leib.
Robinson wurde davon wach. Wütend öffnete er die Augen. Gereizt hörte er sich das Theater an, das Cannon unter ihm machte.
Nach einer Weile hatte er genug davon. Mit einem Fluch setzte er sich auf.
»Nein!«, röchelte Leif Cannon unter ihm. »Um Gottes willen, nein!«

»Verdammt!«, fauchte Robinson giftig. »Ich drehe ihm den Hals um, wenn das kein Ende nimmt!«

Cannon weinte. Er schluchzte. Sein Körper wurde von konvulsivischen Zuckungen geschüttelt.

»Jetzt reicht's aber!«, stieß Robinson zornig hervor. Er federte vom Bett.

»O Gott – o Gott – o Gott – o Gott…«, winselte Cannon.

»Dem seine Hilfe wirst du gleich brauchen!«, bellte Robinson. Seine Hände schnellten vor. Er packte Leif Cannon hart an den schweißnassen Schultern und schüttelte ihn durch.

Mit einem Schrei fuhr Cannon hoch.

Sein irrlichternder Blick flog durch die Zelle und blieb erst einige Lidschläge später an Robinson hängen.

»John!«, ächzte er verdattert.

»Zum Geier, bei dem Höllenspektakel, das du machst, kann keiner schlafen Leif!«

»Hab' ich…? War ich unruhig?«

»Was heißt unruhig! Du jammerst sämtliche Heilige an, sie mögen dir beistehen!«

»Tut mir leid, John.«

»Verflucht noch mal, reiß dich doch ein bisschen zusammen. Lass dich doch nicht so gehen!«

»Niemand kann auf seine Träume Einfluss nehmen.«

»Ist ja nicht auszuhalten, was für Laute du von dir gibst. Auf 'ner Intensivstation, wo sieben Leute im Sterben sind, geht's nicht so furchtbar zu wie hier in dieser Zelle.«

Cannon wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht.

Mit bebenden Lippen und flatternden Lidern murmelte er erneut eine Entschuldigung. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass du mich aufgeweckt hast, John«, presste er kleinlaut hervor.

»Wie kann man nur wegen eines Traums die Hose nass kriegen, he?«

»Wenn du wüsstest…«

»Okay. Nun bin ich schon mal wach. Also erzähl mir, was dich für ein Traum gequält hat.«

»Es war schrecklich«, sagte Leif Cannon mit angstverzerrtem Gesicht. Seine Finger krallten sich in die grobe Decke. Darunter zitterten seine Knie. Er versuchte sich zu beruhigen, doch damit hatte er kein Glück. Heiß jagte das wallende Blut durch seine Adern. Es pochte in den Schläfen und machte ihn schwindelig.

»Nun erzähl schon. Wir wollen nicht die ganze Nacht vertrödeln!«, knurrte Robinson.

»Ich habe Lyman gesehen, John!«, presste Cannon mühsam hervor. »Ganz deutlich habe ich ihn gesehen. Gott, war das schrecklich. Ich befand mich auf einem endlos weiten Feld. Eine Art Steppe. Das Gras

und der Boden standen in Flammen. Obwohl ich die Hitze des Feuers spürte, konnte ich davor nicht fortlaufen. Plötzlich entdeckte ich mitten in den Flammen eine Bewegung. Und dann sah ich ihn. Er ging durchs Feuer, ohne dass es ihm etwas anhaben konnte. Er trug einen roten Umhang mit Kapuze – oder nein: ‘ne rote Kutte. Er kam immer näher. Ich konnte nicht wegrennen. Die Angst schnürte mir die Kehle ab. Ich wäre so gern geflohen, aber meine Beine schienen im Boden Wurzeln geschlagen zu haben. Er kam ganz dicht an mich heran. Ich konnte seine scheußlich rotglühenden Augen sehen. Von seinem Gesicht sah ich nichts…«

Robinson grinste spöttisch. »Wieso kannst du dann behaupten, es sei Carl Lyman gewesen?«

Cannon riss die Augen auf. »Er war es, John. Ich weiß, dass er es war.«

»Hat er dich angefasst?«

»Nein. Er stand bloß vor mir. Seine Augen durchbohrten mich wie glühende Lanzen…«

»Mensch, deine Phantasie müsste für ‘nen Roman reichen.«

»Mach dich darüber nicht lustig, John.«

»Wie kann ich so was denn ernst nehmen? Dann wäre ich doch genauso meschugge wie du!«

»Weißt du, was Lyman zu mir gesagt hat?«, fragte Cannon heiser.

Seine Zunge huschte aufgeregt über die Lippen.

»Lass hören«, verlangte Robinson grienend. Nun fand er es bereits erheiternd, wie sehr sein Zellengenosse wegen eines dämlichen Traums schlabberte.

»Lyman sagte: ›Ich werde euch töten! Alle vier! George Ponte. John Robinson. Pedro Santana. Und dich!‹«

»Daraufhin hat deine Blase versagt, was?«

»Er meinte es ernst, John!«

»Ja, so ernst, wie es ein Traum eben meinen kann, du Idiot!«

»Ich wollte mich verteidigen«, stöhnte Leif Cannon bibbernd. »Ich sagte ihm, ich hätte ihn doch überhaupt nicht angerührt, weshalb wolle er denn auch mich umbringen.«

»Und darauf er?«, fragte John Robinson belustigt.

»Teufel, John, dir wird die Heiterkeit schon bald vergehen, das schwöre ich dir.«

»Was hat Lyman zu deiner Verteidigung gesagt?«, wollte Robinson wissen.

Cannon schüttelte verzweifelt den Kopf. »Er hat sie nicht gelten lassen. Er sagte, ich hätte genau dieselbe Schuld auf mich geladen wie ihr, denn ich hätte nicht verhindert, dass Santana ihn fertigmachte.«

Robinson lachte abgehackt. »Da hat der gute Lyman ausnahmsweise mal recht, Leif.«

»Er wird uns alle töten, John!«, jammerte Cannon mit weinerlicher Stimme.

»Schnauze!«, zischte Robinson. »Willst du den ganzen Knast aufwecken?«

»Einen nach dem anderen wird er sich holen!«

»Verdammt noch mal, halt die Schnauze, Leif!«

»Wir haben nicht mehr lange zu leben, John!«

»Hör sofort auf zu zetern, du Pfeife! Sonst bringt nicht Carl Lyman dich um, sondern ich tu's!«

Cannon steigerte sich mehr und mehr in eine brennende Hysterie hinein.

»Ich habe Angst, John. Heillose, bohrende Angst! Der Bursche ist mit dem Teufel im Bunde. Wir hätten ihn in Ruhe lassen sollen!«

»Er hat sich offen gegen Santana gestellt. Das konnten wir nicht zulassen!«

Cannon fuhr sich nervös über das zuckende Gesicht. »Er… er wurde schon ein paarmal von Häftlingen gesehen, John. Nach seinem Tod. Denk an das Blut, das aus dem Wasserhahn tropfte. Denk an das Stöhnen in der Wäscherei, in der sich kein Mensch befand. Ich sage dir, ein furchtbares Unheil kommt auf uns zu. Santana wird seinen Fehler bald einsehen. Er wird bald merken, dass er nicht mal halb so gut ist wie Carl Lyman. Dass er ihn erschlagen hat, zählt nicht. Lyman ist immer noch obenauf. Und er wird sich einen nach dem anderen von uns holen und ihm zurückgeben, was er bekommen hat.«

Cannon war immer lauter geworden. Robinson lief rot an. »Zum Henker, Leif! Hältst du jetzt endlich die Schnauze, oder soll ich dir ein Ding verpassen, dass dir der Schädel von den Schultern fliegt?«

»Santana ist ein winziges Licht gegen Carl Lyman!«

Robinson holte blitzschnell aus und schlug Cannon mitten ins Gesicht. Der Junge flog zurück und wollte anfangen zu schreien.

»Ich dulde nicht, dass du so abfällig über Santana redest!«, knirschte Robinson.

Leif Cannon riss den Mund auf. Ein krächzender Schrei drang über seine bebenden Lippen. Da fuhr ihm Robinson blitzschnell an den Hals.

»Willst du wohl still sein?«, fauchte er jähzornig. Mit großer Kraft drückte er Cannons Kehle zu. Der Junge rang verzweifelt nach Luft.

Seine Augen weiteten sich bestürzt. »Still!«, keuchte Robinson wütend. »Still! Still!«

Und er schüttelte den Zellengenossen unentwegt, ohne seinen Hals loszulassen.

Er hätte ihn erwürgt.

Da flog hinter ihm die Gittertür zur Seite. Zwei kräftige Aufseher stürzten in die Zelle. Sie warfen sich auf den Tollwütigen. Es kostete

sie große Mühe, die verkrampften Hände Robinsons von Cannons Hals abzumachen. Sie zerrten ihn zurück. Robinson bäumte sich zwischen ihnen auf. Er trat sie mit den Füßen. Sie schlugen ihn ins Gesicht und zerrten ihn aus der Zelle.

»Du verdammter Hund!«, schrie Robinson mit lauter Stimme.

»Lasst mich in Ruhe!«, brüllte er, dass sein Geschrei im ganzen Gefängnistrakt zu hören war. »Lasst mich los. Ich will diesem Blödmann den Hals umdrehen! Lass mich los!«

Sie schleppten ihn fort. Cannon, halb besinnungslos, rappelte sich zitternd auf.

»Wann wirst du endlich einsehen, dass Carl Lyman in diesem Gefängnis die Nummer eins ist!«, krächzte er hinter Robinson her.

Die Aufseher warfen Robinson in eine Zelle, in der er allein war.

Sie schlossen die Tür. John Robinson flog mit hassglühenden Augen ans Gitter und rüttelte brüllend daran.

»Lasst mich hier raus! Ich will hier raus! Ich will diesen verfluchten Schweinehund umbringen!«

Einer der Aufseher trat mit gefletschten Zähnen an das Gitter heran.

»Mann, Robinson, wenn du jetzt nicht auf der Stelle das Maul hältst, unterhalten wir beide uns mal ganz privat mit dir. Dann sitzt deine Mutter am nächsten Besuchstag einem Fremden gegenüber, das schwör' ich dir!«

»Ihr könnt mich kreuzweise!«, fauchte Robinson. »Alle beide. Ich bin ein Freund von Pedro Santana. Versucht mal, mich anzufassen. Versucht's doch mal. Pedro macht euch fertig. Das Heulen kommt euch, wenn der euch mal auf'm Kieker hat.«

»Ruhe!«, plärrten die anderen Häftlinge ungehalten.

»Kann man denn in dem Saustall nicht mal in Ruhe schlafen?«

»Klappe halten, verflucht noch mal!«

Sie hämmerten mit harten Gegenständen gegen die Gitter. Der Radau schwoll zu einem Höllenlärm an.

Leif Cannon zog sich die raue Decke bis ans Kinn. Seine Zähne schlugen hart aufeinander. Sein Hals schmerzte fürchterlich. Robinson war für seinen Jähzorn bekannt. Wenn die Aufseher nicht dazwischengegangen wären, würdest du jetzt schon nicht mehr leben! dachte Cannon benommen.

Plötzlich irritierte ihn eine Bewegung.

Mit tellergroßen Augen starrte er zur Zellentür. Ein schwarzer Schatten schob sich von rechts genau vor die Zelle. Und dann schlug das Grauen zu.

Verdattert starrte er auf die Erscheinung.

Da stand Lyman!

Genau, wie er ihn im Traum gesehen hatte. Er trug diese rote Kutte. Von seinem Gesicht war nichts zu sehen, die Kapuze verdeckte es. Nur

seine rotglühenden Augen blickten Cannon hasserfüllt an.

Cannons Körper war mit einemmal von einer rauhen Gänsehaut umhüllt. Sein verstörtes Gesicht bestand plötzlich nur noch aus einem riesigen Mund, und er brüllte gellend in seiner panischen Todesfurcht…

***

Da Robinson nicht wollte, dass sich die Aufseher mit ihm beschäftigten, verstummte er, obwohl der Hass gegen diese beiden überheblichen, aufgeblasenen Typen in ihm fraß. Mühsam presste er die Lippen aufeinander. Mit bleichen Zügen und vibrierenden Nerven versuchte er, sich zu beherrschen.

Der eine Aufseher sagte: »Für diese Nacht gibt's vorerst mal Einzelhaft. Und morgen werden wir dich dem Gefängnisdirektor vorführen.«

»Wollt ihr mich damit schrecken?«, fragte Robinson höhnisch. Er konnte es einfach nicht lassen.

»Es wird Mittel und Wege geben, dich gefügig zu machen.«

»Hau endlich ab!«, fauchte Robinson gereizt. »Lass mich in Ruhe. Sieh lieber zu, dass die anderen nicht überschnappen.«

Die Gefängnisinsassen schrien immer lauter durcheinander. In allen Etagen gab es jetzt wohl keinen einzigen Gefangenen mehr, der bei diesem Mordsspektakel noch schlafen konnte.

»Du wirst noch ganz klein beigeben, Robinson!«, knurrte der Aufseher feindselig.

»Meine Sprechstunde ist um, Mann. Darf ich dich jetzt höflich bitten, zu verduften?«

Der Aufseher zeigte mit Daumen und Zeigefinger ungefähr drei Zentimeter.

»Morgen bist du so winzig, Robinson! Und zwar mit Hut!«

»Ab! Ab! Ab mit euch!«, schrie John Robinson heiser. »Pedro Santana reißt euch den Hintern auf, wenn ihr mich schikaniert!«

Die Aufseher wollten sich diesen Ton nicht gefallen lassen. Sie beschlossen, Robinson mit einem bewährten Hausmittel zur Räson zu bringen, da vernahmen sie die gellenden Hilfeschreie Leif Cannons.

Die Schreie waren so laut, dass sie das Geplärr der anderen Häftlinge bei weitem übertönten. Und sie klangen so, als würden sie tatsächlich in allerhöchster Not ausgestoßen.

Die beiden Aufseher kreiselten herum.

Der eine riss verdattert die Augen auf.

»Teufel, da steht einer vor Cannons Zelle!«

»Ein Kerl in 'ner roten Kutte!«, ächzte der zweite Aufseher perplex.

»Ich glaube, ich träume!«

»Mensch, ich auch!«

Die Häftlinge tobten an den Gittertüren. »Wird denn nicht endlich Ruhe sein?« Und dann im Sprechchor, unterstützt mit prasselnden Schlägen: »Wir wollen Ruhe! Wir wollen Ruhe! Wir wollen Ruhe!«

Die Aufseher rannten gleichzeitig los. Unbeweglich stand die Gestalt vor Cannons Zelle. Der Gefangene brüllte wie am Spieß.

Plötzlich kam Bewegung in die unheimliche Erscheinung. Als die Aufseher auf sieben Meter an sie herangekommen waren, wirbelte die Gestalt herum und floh.

»Halt!«, schrien die Aufseher. »Halt! Stehenbleiben!«

Der Unheimliche kümmerte sich nicht um ihr Geschrei. Er hastete den Korridor entlang. Seine Füße schienen nicht den Boden zu berühren. Es war kein Schritt zu hören. In großer Eile jagte der Kuttenträger die Eisentreppe hinunter. Die Aufseher schrien ihre Kollegen herbei. Zu viert hetzten sie nun hinter dem Spuk her. Der Unheimliche verschwand im Fernsehraum.

»Hast du das gesehen?«, fragte einer der Aufseher atemlos seinen Kollegen.

»Er hat die Tür nicht aufgemacht. Ist einfach so in den TV-Raum gesprungen. Mann, ich glaube, ich drehe durch.«

»Tust du nicht. Ich hab’ dasselbe gesehen.«

Die vier Aufseher stürmten in den Fernsehraum. Der Kuttenträger stand im Dunkel, das den Raum ausfüllte. Gespenstisch flackerte das rote Feuer in seinen Augen. Nur weil sie zu viert waren, wagten sich die Aufseher an ihn heran. Sie griffen ihn sogleich an. Aber ihre Hände bekamen nichts zu fassen. Sie schlugen auf den Unheimlichen ein, jedoch ihre Fäuste droschen durch ihn hindurch. Er war Luft. Und doch stand er mit erschreckender Deutlichkeit vor ihnen.

Das erfüllte sie mit Grauen. Ächzend wichen sie vor ihm zurück.

Der Schreckliche stieß ein furchtbares Lachen aus. Dann griff er die Aufseher an. Er schmetterte ihnen seine Fäuste ins Gesicht, schlug sie gnadenlos nieder. Und als die Männer am Boden lagen, begann er durchscheinend zu werden, das furchterregende Feuer in seinen Augen erlosch. Er löste sich vor den verdatterten Aufsehern innerhalb weniger Sekunden in Luft auf.

***

»Nun scheint er zum effektiven Angriff überzugehen«, erzählte Bill Fleming tags darauf.

Er hatte mit seinem Freund, dem Gefängnisdirektor, telefoniert und von diesem erfahren, was sich in der vergangenen Nacht im Gefängnis zugetragen hatte. »Es genügt ihm nicht mehr, die Insassen der Strafanstalt mit ein bisschen Spuk zu erschrecken. Amos Segal hat den Eindruck, dass Lyman nunmehr aufs Ganze zu gehen gedenkt.«

Nicole Duval stand unter der Dusche. Zamorra und Bill hörten sie

einen Gassenhauer von New York trällern.

Der Professor nahm sich einen Bourbon und trat dann nachdenklich ans Fenster. Tief unten in der Straßenschlucht rollte die Blechlawine dahin. Ein leises Knurren war zu vernehmen. Staub und Auspuffgase kamen zum Glück nicht bis zu jener Etage hoch, in der Bill Fleming seine große Wohnung hatte.

»Du kannst dir vorstellen, wie die Stimmung im Gefängnis ist«, sagte Bill und nahm sich ebenfalls einen Drink.

Zamorra nickte. »Dein Freund ist nicht zu beneiden«, sagte er.

»Er hat sich mit einem befreundeten Leutnant in Verbindung gesetzt. Rat mal, was der gesagt hat.«

Zamorra hob die Schultern. »Vermutlich: ›Tut mir leid. Für Gespenster sind wir nicht zuständig.‹«

»Genau das.«

Zamorra nippte am Bourbon. Er hatte nach seinem Gespräch mit Amos Segal sogleich Erkundigungen über Carl Lyman eingeholt.

Nicole Duval und Bill Fleming waren ihm dabei behilflich gewesen.

Und dies war dabei herausgekommen: Es gab ein Haus, in dem Carl Lyman bis zu seiner Verhaftung gewohnt hatte. Dieses Haus stand nördlich von New York in einer eher öden Gegend. Die Leute, die da wohnten, behaupteten, es habe immer schon in diesem Gebäude gespukt. Vor allem dann, wenn Lyman nicht zu Hause war.

Nun, wo Lyman tot war, wurde es von einem Makler zum Kauf, zur Miete oder zur Pacht angeboten, doch keiner wollte das Gebäude haben, denn jedermann wusste, was damit los war. In den letzten Tagen war der Makler mit dem Kaufpreis auf einen lächerlich geringen Betrag heruntergegangen. Aber das Desinteresse hatte deswegen nicht ab- sondern eher noch zugenommen.

Mit der Frage, wem das Gebäude nach Lymans Tod nun eigentlich gehörte, war Professor Zamorra auf den Namen Al Lyman gestoßen.

Al Lyman war Carls leiblicher Bruder. Er hatte das Haus geerbt, wollte es zu Geld machen, bekam es jedoch nicht einmal über jenen gewiss recht trickreichen Makler los.

Al Lyman – ein Bursche mit einem ellenlangen Vorstrafenregister.

Er klaute in Warenhäusern, brach in leerstehende Villen ein, wenn deren Besitzer verreist waren, betrog die ganze Welt mit falschen Schecks und dergleichen mehr. Und trotzdem distanzierte sich Al Lyman ganz energisch – wie Professor Zamorra herausgefunden hatte – von seinem Bruder Carl und dessen unheimlichem Treiben.

Nicole kam aus dem Bad. Sie trug einen fliederfarbenen Frotteemantel mit Bindegürtel. Der runde Ansatz ihrer Brüste lugte vorwitzig aus dem aufklaffenden Ausschnitt.

»Wer macht mir von den Gents einen Drink zurecht?«, fragte sie.

»Ich!«, sagte Bill Fleming sofort.

»Ich!«, sagte auch Zamorra.

Nicole lachte amüsiert. »Zwei Drinks sind zuviel.«

»Ich bin der Hausherr. Also mache ich ihn«, stellte Fleming klar.

Zamorra ging vom Fenster weg und setzte sich. Nicole nahm ihm gegenüber Platz und schlug die unwahrscheinlich langen Beine übereinander.

»Ich habe soeben an Lymans Haus gedacht, Chef«, sagte die bildschöne Sekretärin zu Zamorra.

»Ich auch«, gab er trocken zurück.

»Es heißt doch, dass es in diesem Gebäude seit jeher gespukt hat.«

Bill warf ein: »Und seit Lyman tot ist, soll es noch viel mehr spuken.«

Nicole nahm den Drink von Fleming in Empfang. Sie machte einen Schluck und meinte dann: »Könnte es nicht sein, dass sich Carl Lymans Geist dorthin zurückzieht, wenn er nicht gerade im Gefängnis herumspukt?«

Zamorra nickte ernst. »Das ist durchaus vorstellbar, Nicole.«

In den großen Augen des Mädchens blitzte der Eifer. »Dann sollten wir es mieten, Chef. Vielleicht können wir Lymans Geist dort aufspüren. Dann trittst du ihm mit deinem silbernen Amulett entgegen und machst ihm ein für allemal den Garaus.«

Bill Fleming setzte sich aufgeregt auf die Armlehne von Nicoles Sessel. »Nicole hat recht, Zamorra. Möglicherweise ist Lyman von dieser Seite ganz leicht zu packen.«

»Ganz leicht ist er gewiss von keiner Seite zu packen!«, widersprach Zamorra kopfschüttelnd. »Gebt euch bloß keiner falschen Hoffnung hin. Ein Mann, der wie Lyman die Schwarze Magie beherrscht, hat den Satan an seiner Seite. Wenn man sich also gegen ihn wendet, hat man es nicht bloß mit einem Gegner zu tun, sondern mit zweien, wobei der zweite wesentlich gefährlicher ist, als Lyman.«

Bill Fleming schaute den Freund enttäuscht an. »Soll das nun heißen, dass du in dieser Richtung nichts unternehmen willst?«

»Ich will lediglich deponiert haben, dass man die Sache, egal, von welcher Seite man sie anfasst, auf keinen Fall auf die leichte Schulter nehmen darf!«, sagte Zamorra eindringlich. »Carl Lyman wird sich als eine granitharte Nuss erweisen, die man mit herkömmlichen Dingen wie Nussknacker oder Hammer niemals wird knacken können.«

»Du bist immerhin im Besitz des Amuletts von Leonardo de Montagne!«, sagte Nicole.

Zamorra schaute seine Sekretärin mit einem nachsichtigen Lächeln an.

»Leider ist mein Amulett keine Wunderwaffe, Nicole.«

»Es hat dir im Kampf gegen Geister und Dämonen bereits hundertfach gute Dienste geleistet!«

»Das ist richtig. Aber es wäre falsch, sich allzu sehr auf seine phä-

nomenale Wirkung zu verlassen.«
»Was ist nun«, schaltete sich Fleming voll Unrast dazwischen.
»Rollen wir die Front von dieser Seite her auf oder nicht?«
»Wir können's ja mal versuchen«, antwortete Professor Zamorra.
»Und wie gehen wir vor?«, erkundigte sich Nicole Duval.
»Erst mal suchen wir Al Lyman auf, würde ich sagen«, meinte Zamorra.
»Was soll ich anziehen?«
Der Parapsychologe schmunzelte.
»Was trägt man, wenn man einen Einbrecher, Betrüger und Ladendieb aufsucht? Ich würde vorschlagen: senkrecht schwarz gestreift – Gefängnis-Look.«
Nicole zog Jeans, einen knappen Pulli und eine weiche, grüne Nappalederjacke an. Hinterher leerte sie ihr Glas und meinte: »Fertig. Wir können gehen.«
Sie nahmen Flemings Wagen. Al Lyman wohnte in der Snyder-Avenue. Gegenüber dem Holy Cross Cemetery. Die Miete für seine feuchte Kellerwohnung war auch dann für ihn erschwinglich wenn das ›Geschäft‹ mal nicht so gut ging.
Fleming fand in der Brooklyn Avenue einen Parkplatz. Den Rest des Weges gingen sie zu Fuß. Sie schritten an der Friedhofsmauer vorbei, überquerten kurz darauf die Snyder Avenue und standen Augenblicke später vor dem Haus mit der Nummer 3027.
Küchendünste wehten ihnen entgegen, als sie das Gebäude betraten. Abgewetzte Stufen führten zu den beiden Kellerwohnungen hinunter.
An der einen Tür stand: GEORGE MILLER. Also klopfte Zamorra an die andere, die mit keinem Namensschild versehen war. Schlurfende Schritte kamen heran.
Eine Vorlegekette rasselte. Dann wurde die Tür aufgemacht. Die Kette spannte sich mit einem Ruck. Ein misstrauisches Augenpaar erschien. Außer Zamorra konnte Lyman niemanden sehen.
»Sie wünschen?«, fragte er, ungehalten wegen der Störung.
»Mr. Al Lyman?«
»Richtig, Mann. Und Sie sind wahrscheinlich ein neuer Bulle. Tut mir leid, dass Sie den weiten Weg auf sich genommen haben, aber diesmal ist meine Weste blitzsauber. Ich habe nicht das geringste ausgefressen. Seit ich wieder aus dem Knast bin, habe ich unter Garantie und heiligem Ehrenwort kein Ding mehr gedreht. Also gehen Sie wieder und beglücken Sie jemand anders mit Ihrem Besuch.«
Zamorra schmunzelte. »Sie sollten Ihre Unschuld nicht gar so kräftig beteuern…«
»Sonst glaubt mir doch keiner!«
»So aber auch nicht. Wer gar so sehr darauf pocht, dass er unschuldig ist, der hat vermutlich noch ganz feuchten Dreck am Stecken.«

»Also, ich soll tot umfallen…«

»Nur nicht den Teufel an die Wand malen!«, grinste Zamorra. Für ihn stand unumstößlich fest, dass Al Lyman schon wieder einmal etwas ausgefressen hatte. Doch er war kein Polizist, und er war nicht deshalb hierher gekommen. Sein Interesse ging in Richtung Carl Lyman. Das machte er dem Ganoven klar, wobei er sich hinter der Behauptung verschanzte, er wäre gekommen, weil er das Haus von Carl Lyman beziehen wollte. Sofort atmete Al Lyman erleichtert auf.

Das Misstrauen in seinen Augen verflog und machte einem heiteren Ausdruck Platz. Die Tür klappte für einen kurzen Moment zu. Die Vorhängekette rasselte. Dann ging die Tür so weit auf, dass Zamorra eintreten konnte. Der Professor stellte dem erstaunten Ganoven seine Sekretärin und seinen Freund vor.

»Bitte treten Sie näher!«, sagte Lyman ausgesucht höflich. Er machte so etwas wie einen Kratzfuß.

Die Wohnung war unaufgeräumt. Im Wohnzimmer fegte Lyman schnell einige Wäschestücke von den Stühlen und bat die Besucher, Platz zu nehmen.

Lymans Bewegungen wirkten fahrig. Er war einen Kopf kleiner als sein Bruder Carl, hatte das Gesicht eines Wiesels, das rechte Ohr stand ab, während das linke am Kopf klebte und oben deformiert war.

»So, so. Am Haus meines Bruders sind Sie interessiert«, meinte er und rieb sich die schmalen Hände. »Eigentlich habe ich einen Makler mit der Vergabe beauftragt… Aber wenn Sie nun schon mal da sind, können wir diesen unfähigen Burschen getrost unbeachtet lassen. Soll er doch um seine Provision umfallen, wenn er sich so dämlich anstellt. Ich nehme an, Sie haben das Gebäude schon besichtigt.«

»Dazu hatten wir noch keine Gelegenheit«, erwiderte Professor Zamorra.

Al Lyman schaute ihn erstaunt an. »Trotzdem behaupten Sie, das Haus beziehen zu wollen? Von wem wissen Sie, dass es leersteht?«

»Ein Bekannter hat es mir gesagt«, schwindelte Zamorra.

Lyman senkte den Blick. Er dachte nach, ob er seinen Bruder mit einer einzigen Silbe erwähnen oder besser totschweigen sollte.

Zamorra erriet die Gedanken des kleinen Ganoven. »Es ist uns bekannt, auf welche Weise Ihr Bruder ums Leben kam und wie die Leute über sein Haus reden.«

Jetzt platzte Lyman heraus: »Spuken soll es darin.«

»Waren Sie schon mal da?«

»Als mein Bruder noch lebte. Ja. Ein oder zweimal.«

»Seither nicht mehr?«

»Was sollte ich da?«

»Was halten Sie von dem Gerücht, das die Leute verbreiten?«

»Blanker Unsinn«, sagte Lyman. »Ich meine, welcher vernünftig

denkende Mensch kann allen Ernstes an einen Spuk glauben?«

»Was war Ihr Bruder für ein Mensch, Mr. Lyman?«, wollte Nicole Duval wissen.

Al Lyman schaute sie mit unstetem Blick an. »Er hatte immer schon einen mächtigen Zacken weg, war schon in seiner Jugend niemals so wie andere Jungen gewesen. Hatte kaum mal Freunde. Und die, die er hatte, blieben nur so lange, bis er ihnen die Augen auszustechen versuchte oder sie in den Hals biss, weil er sich einbildete, ein Vampir zu sein. Gott, was haben unsere Eltern mit dem mitgemacht. Ich meine, ich bin bestimmt keine Heiliger. Aber mit Carl konnte ich mich in keiner Beziehung messen. Er war immer extrem. In allem. Deshalb hat er sich auch so fanatisch mit der Schwarzen Magie befasst. Sehen Sie, ich habe meine Mitmenschen beklaut und beschummelt. Ich war öfter im Knast, als Sean Connery den James Bond gespielt hat. Aber trotzdem bin ich ein gottesfürchtiger Mensch. Ich glaube daran, dass es nach dem Tod etwas gibt. Ich glaube an den Himmel. Und ich verabscheue den Teufel. Nicht so Carl. Der fühlte sich zu ihm geradezu hingezogen. Immer wieder hat er ihn beschworen. Eines Tages sagte er mir, er hätte hohen Besuch in seinem Haus gehabt. Ich wollte wissen, wen. Soll ich Ihnen sagen, was er mir zur Antwort gab? Er sagte mit todernster Miene, der Höllenfürst wäre zu Gast in seinem Haus gewesen. Mich überlief es eiskalt. Seither habe ich Carls Haus nicht mehr betreten. Ob Sie mir's glauben oder nicht: es stank nach Schwefel in diesem Gebäude. Verdammt, ich hatte plötzlich Angst vor meinem eigenen Bruder. Zwei Tage später begegnete ich ihm auf der Straße. Er war völlig verzückt. Ich fragte ihn, was mit ihm los wäre. Da erzählte er mir, der Teufel hätte ihn zum Hexensabbat eingeladen. Ich machte, dass ich von ihm fortkam. Kurz darauf schnappte er dann vollends über. Er nahm eine Axt, verließ sein Haus und schlug drei Leuten die Köpfe ein. Das brachte ihn ins Gefängnis.«

»Haben Sie ihn da ab und zu besucht?« wollte Bill Fleming wissen.

Lyman schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?«

»Erstens gehe ich niemals freiwillig in 'nen Knast. Zweitens habe ich mich von Carl losgelöst. Er war ein Fremder für mich geworden, verstehen Sie? Wir hatten nichts Gemeinsames mehr. Wer besucht schon einen Fremden im Gefängnis.«

»Was dachten Sie, als Sie von seinem Tod erfuhren?«, fragte Fleming den Ganoven.

»Es hat mich nicht gewundert, zu hören, dass er von Häftlingen erschlagen worden war. Denken Sie nicht, ich sei herzlos. Für mich war von Anfang an klar, dass Carl im Knast Schwierigkeiten kriegen würde, wenn er da mit seiner Schwarzen Magie Unfug treibt. Ich weiß, wie es im Gefängnis zugeht. Da gibt es Häftlinge, die regieren,

und es gibt welche, die haben zu tun, was befohlen wird. Carl aber konnte sich in ein solches System nicht einfügen. Er war immer schon ein Außenseiter. Und seit er mit dem Teufel paktierte, hielt er sich jedem anderen für weit überlegen. Das konnte auf die Dauer nicht gutgehen. Es kam, wie es kommen musste. Aber reden wir jetzt von Carls Haus. Sie drei sind mir ungemein sympathisch. Deshalb bin ich bereit, Ihnen das Haus gratis zu überlassen…«

»Wir können uns eine angemessene Miete durchaus leisten!«, sagte Zamorra.

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort. Sie sehen nicht wie ein Penner aus, Mr. Zamorra. Trotzdem würden Sie mir eine große Freude machen, wenn Sie mein großherziges Angebot annähmen.«

»Sie verfolgen doch damit irgendeinen bestimmten Zweck«, sagte Zamorra mit schmalen Augen.

Al Lyman lachte. »Okay, Sie haben mich durchschaut. Es ist wohl nicht leicht, Sie hinters Licht zu führen?«

»Ich versuche, immerzu auf der Hut zu sein.«

»Eine gesunde Einstellung, Mr. Zamorra. Die Welt ist ja so schlecht.«

»Warum wollen Sie keine Miete für das Haus haben?«, fragte der Professor ernst.

»Sehen Sie, die Leute verbreiten mit einer Unverfrorenheit sondergleichen das Gerücht, dass es im Hause meines Bruders spukt. Wenn sich diese Meinung erst mal in weitem Umkreis festgefressen hat, kann ich die Bude nie mehr verkaufen, verstehen Sie? Ich möchte die Hütte aber irgendwann mal zu Geld machen.«

»Warum bewohnen Sie das Haus nicht selbst?«, fragte Nicole Duval. »Es ist bestimmt schöner als diese Wohnung hier.«

»Aber ja. Das ist ein Palast, Miss Duval. Aber keine zehn Pferde werden mich jemals dazu bringen, dass ich meinen Fuß über diese Schwelle setze.«

»Weil auch Sie davon überzeugt sind, dass es dort drinnen spukt?«, fragte Fleming.

»Erraten«, nickte Al Lyman. »Wenn sich aber nun jemand findet, der für einige Zeit im Haus meines Bruders wohnt, werden die Leute ihre Meinung revidieren müssen. Sie werden die Spuk-Story vergessen – und ich werde die Bude verscherbeln können. Also tun Sie mir den Gefallen. Wohnen Sie gratis in Carls Haus. Bleiben Sie da, solange es Ihnen Spaß macht. Und treten Sie Carl in den Hintern, falls er sich nachts da blicken lassen sollte.« Al Lyman erhob sich. Er kramte im Schrank herum und kam mit einem dicken Schlüssel wieder. »Hier. Damit können Sie die Tür zu Carl Lymans Geisterreich aufschließen. Viel Spaß in seinem Haus. Und dem Makler sage ich, dass er sich vorläufig nicht mehr weiter zu bemühen braucht.«

Sie verließen Lymans Kellerwohnung. Der Ganove blickte ihnen mit

gemischten Gefühlen nach. Er hoffte, dass die drei Personen ihren Wagemut überleben würden. Gleichzeitig aber befürchtete er, dass Carl ihnen irgendetwas antun könnte. Er wünschte ihnen im Geist viel Glück. Das lag in seinem eigenen Interesse. Vielleicht räumte Carl das Feld, wenn Zamorra kam. Dann war das Haus für einen Haufen Geld zu verklopfen.

Bill Flemings Wohnung lag auf dem Weg. Zamorra schlug vor, gleich mitzunehmen, was sie in Lymans Haus brauchten. Auch Bill raffte einige Sachen zusammen. Er wollte mit von der Partie sein, wollte Nicole Duval und Zamorra nicht allein ihrem Schicksal überlassen, wollte helfen können, falls Hilfe nötig sein sollte.

Sie stießen durch die Bronx in Richtung Westchester hoch. Bald lag New York hinter ihnen. Fleming schlug einen Haken. Die Straße wurde schlechter. Frostaufbrüche ließen den Wagen kräftig rumpeln. Ein düsterer Wald kam in Sicht. Allmählich setzte die Dämmerung ein. Nur vereinzelt standen Häuser auf großen Grundstücken.

Gleich hinter dem Wald stand Lymans Haus.

Bill ließ seinen Wagen die verwahrloste Zufahrt entlangrollen. Unmittelbar vor dem mächtigen Gebäude stoppte er das Fahrzeug. Nicole zögerte mit dem Aussteigen.

Zamorra stieß die Tür auf und faltete sich aus dem Wagen. Nun stieg auch Bill aus. Er hob den Kopf, lauschte kurz und sagte dann:

»Seltsam.«

»Was findest du seltsam?« fragte Professor Zamorra.

»Kannst du auch nur eine Vogelstimme hören?«

Zamorra lauschte nun ebenfalls. »Keine einzige«, sagte er.

Schräg hinter dem Haus gab es einen kleinen Gottesacker. Hier hatte man Carl Lymans sterbliche Hülle seinem Wunsch gemäß bestattet.

Sie ließen die Reisetaschen noch in Bills Wagen und schritten über den unebenen Boden auf den kleinen Friedhof zu. Ein Holzzaun friedete ihn ein. Ein kühler Wind pfiff zwischen den verwitterten Grabsteinen hindurch. Nicole drängte sich näher an Professor Zamorra heran. Der Parapsychologe ging entschlossen an den Gräbern vorbei. Nicole bewunderte ihn. Furcht war etwas, das ihm fremd war. Vor allem das machte den Professor zu einem außergewöhnlichen Menschen.

Zwanzig Gräber gab es auf dem Friedhof. Viele davon waren von Unkraut überwuchert. Die Grabkreuze waren vom Rost zerfressen.

Die Grabhügel waren tief eingesunken. Alles das zeugte deutlich von der irdischen Vergänglichkeit.

Vor Lymans frischem Grab blieb der Professor stehen. Sie blickten auf die dicken, dunkelbraunen Erdkrümel, waren in Gedanken versunken und schwiegen.

Plötzlich erbebte Nicoles Herz. Mit schreckgeweiteten Augen

verfolgte sie das unheimliche Schauspiel, das sich ihr bot. Gleichzeitig stieß sie einen Schrei aus. Zwei schnelle Schritte wankte sie zurück.

Auch Bill Fleming wich konsterniert zurück. Nur Professor Zamorra blieb mit grimmiger Miene hart am Grabrand stehen.

Sie hatten alle drei dieselbe Vision. Auf einmal wurde die Erde durchsichtig. Sie konnten in die Tiefe des Grabes hinabsehen. Und nicht nur das. Sie erblickten sogar für den Bruchteil einer Sekunde Carl Lyman. Er lag im Sarg. Bleich leuchtete ihnen sein von den furchtbaren Hieben entstelltes Gesicht entgegen. Er hatte die Hände auf der Brust übereinander gelegt und die Augen geschlossen.

Nicole Duval und Bill Fleming rangen noch um Fassung, da war die Vision bereits wieder vorbei.

»Chef«, keuchte das Mädchen bebend. »Chef, was war das?«

Zamorra schaute sie und Bill mit verschlossener Miene an und sagte eiskalt: »Er hat soeben von uns Notiz genommen.«

»Du meinst, er betrachtet uns von diesem Augenblick an als seine erklärten Feinde?« fragte Bill Fleming gepresst.

»Das kann ich nicht sagen. Jedenfalls weiß er, was wir vorhaben.«

»Dann wird er wohl Gegenmaßnahmen treffen«, sagte Nicole atemlos.

Zamorra nickte. »Das wäre ihm zuzutrauen.«

***

Der Tag neigte sich nun rasch seinem Ende zu.

Bill Fleming und Professor Zamorra hatten inzwischen die Reisetaschen ins Haus getragen. Irgendwo oben auf dem Dach des Gebäudes krächzte ein Rabe. Bill Fleming brachte drei Flaschen Bourbon und stellte sie zu den anderen Getränken, die auf der fahrbaren Hausbar standen.

Nicole Duval hob ärgerlich den Kopf und blickte zur Decke. »Hört denn dieses Biest überhaupt nicht mehr zu krächzen auf?«

Zamorra schmunzelte. »Euch ist aber auch gar nichts recht. Als wir vorhin ankamen, beschwerte sich Bill über die Stille. Nicht mal eine Vogelstimme könne er hören. Nun ist eine zu hören, und es ist wieder nicht recht.«

Sie befanden sich im Salon. Ein riesiger Raum, mit alten Möbeln ausgestattet. Im offenen Kamin lagen verkohlte Buchenscheite. Über dem Kamin gab es ein protziges Ölgemälde. Es zeigte Carl Lyman.

Ein Selbstporträt, wie die Signatur verriet. Lyman saß auf einem Sessel und starrte den Betrachter mit böse funkelnden Augen an. Nicoles Blick entdeckte denselben Sessel vor dem offenen Kamin.

»Der Sessel des Hexers«, sagte sie schaudernd. Der Rabe auf dem Dach krächzte sofort lauter, als wäre von ihm die Rede. »Kann dieser Vogel etwas mit Lyman zu tun haben?« fragte Nicole benommen.

»Er kann sogar Lyman sein«, gab Zamorra zurück.
Das Mädchen blickte scheu zur Decke hoch. »Kann man das Biest denn nicht verjagen, Chef? Das Gekrächze macht mich ganz krank.«
»Es wird aufhören, wenn wir keine Notiz davon nehmen«, meinte Zamorra.
»Wie kann man das denn?« fragte Nicole aufgewühlt.
»Indem man es einfach überhört.«
»Vorschlag!«, sagte Bill Fleming. »Wir nehmen jetzt mal alle einen kräftigen Schluck zur Brust. Und dann sehen wir uns die einzelnen Räume an.«
Nicole war als erste mit ihrem Glas zur Stelle. Sie tranken. Plötzlich riss das Krächzen ab. Zamorras Sekretärin atmete erleichtert auf.
»Na endlich!«, sagte sie. »Irgendwann mal musste es ihm ja zu dumm werden.«
»Er wird sich etwas anderes einfallen lassen«, knurrte Zamorra.
Im selben Moment stieß Nicole einen grellen Schrei aus. Auf dem Sessel des Hexers hockte eine riesige, fette Ratte und starrte sie mit rotglühenden Augen an. Nicole hatte das Gefühl, es wären dieselben Augen wie jene auf dem Gemälde. Waren es Lymans Augen?
Hatte sich Lyman nun in diese ekelhafte Ratte verwandelt?
Das Mädchen sah das Biest verdattert auf sich zukommen. Es sah nach Angriff aus. Deshalb reagierte Zamorra in Gedankenschnelle.
Mit zwei Sätzen war er bei Nicole. Als die Ratte zum letzten Sprung ansetzte, holte er mit dem Bein aus. Das Tier flog auf Nicole zu. Zamorra traf das Biest im Flug. Der Tritt beförderte die aggressive Ratte quer durch den Raum. Der fette, schwarze Leib knallte gegen die Wand. Das Tier fiel zu Boden und war Augenblicke später nicht mehr zu sehen.
Nicole schüttelte sich vor Abscheu. »Ich danke dir«, sagte sie zu ihrem Chef mit brüchiger Stimme. »Danke dir… danke dir.«
»Schon gut, schon gut«, sagte Zamorra sanft. Er nahm das Mädchen in seine Arme. Sie zitterte. Er streichelte ihr Haar, redete gedämpft auf sie ein, damit sie sich beruhigte.
Jetzt erst löste sich aus Bill Flemings Gliedern die Erstarrung.
»Darauf muss ich noch einen trinken«, sagte er überwältigt. »Liebe Güte, jetzt weiß ich, dass es in diesem Haus tatsächlich spukt.« Er ließ geräuschvoll Dampf ab und versuchte seine Fassung wiederzugewinnen, indem er nervös lachte und sagte:
»Und die Moral von der Geschicht: Schieß auf fette Ratten nicht!«
»Was ist mit unserem Rundgang?« fragte Zamorra.
»Kann jederzeit beginnen«, erwiderte Bill.
»Dann mal los.«
Sie sahen sich zuerst den Keller an. Hier gab es an den Wänden viele Zeichen der Schwarzen Magie.

»Was meinst du«, sagte Bill. »Hat er den Teufel hier unten beschworen?«
»Davon bin ich überzeugt«, gab Zamorra zurück. Nachdem sie alle Kellerräume inspiziert hatte, nahmen sie sich das Erdgeschoß vor. In der Bibliothek gab es bis an die Decke alte dicke Wälzer. Abhandlungen über Dämonologie, die Lehre des abgrundtief Bösen, über Teufelssekten, kabbalistische Zeichen, Beschwörungsformeln und dergleichen mehr.
»Einschlägige Literatur hatte er genug«, sagte Zamorra feixend.
»Aus dem musste ja einfach was werden«, gab Bill heiser zurück.
Der nächste Raum war als Arbeitszimmer eingerichtet. Auf dem Schreibtisch stand ein Telefon. Bill nahm den Hörer ab.
»Funktioniert ebenso wie das im Salon«, stellte er fest.
»Wenigstens sind wir nicht ganz von der Umwelt abgeschnitten«, sagte Nicole erleichtert.
»Er kann die Telefone jederzeit unbrauchbar machen, wenn er will«, erwiderte Zamorra.
Nicoles Miene wurde eisig. »Musstest du mir das unbedingt sagen?«
»Hat es einen Sinn, sich selbst zu täuschen?« erwiderte der Professor.
»Jeder Mensch braucht einen Strohhalm, an den er sich klammern kann.«
»Dein Strohhalm bin ich«, bemerkte Zamorra.
Nicole wurde sarkastisch. »Tja, was könnte mir dann noch passieren?« Ihr Blick wanderte zum Fenster. Zamorra sah sofort, wie sich ihre Augen weiteten. Was hatte sie nun schon wieder entdeckt. Der Professor wirbelte unverzüglich herum. Auch Bill starrte in die gleiche Richtung wie Nicole.
Auf einem eigens dafür angefertigten Ständer hing die rote Kutte des Hexers. Über ihr bauschte sich die Kapuze.
Bill Fleming stieß den Freund aufgeregt an. »Diese Kutte hat Carl Lyman in der vergangenen Nacht getragen!«
Zamorra nickte. »Diese oder eine ähnliche.«
Sie verließen den Raum, begaben sich zum Obergeschoß hinauf.
Hier wurden die Zimmer verteilt. Nicole Duval nahm das, das zwischen dem von Bill und jenem von Zamorra lag. Sie sagte, so würde sie sich am sichersten fühlen.
Plötzlich ging ein kräftiges Beben durch das gesamte Gebäude.
Glas klirrte, Holz knackte, Türen schepperten. Schaudernd blickte Nicole ihren Chef an. Fleming keuchte: »Ist er das ebenfalls?«
Zamorra nickte mit zusammengepressten Kiefern. Und dann dröhnte eine grollende Stimme durch das Gebäude: »Wer wagt es, meine Ruhe zu stören!« Geisterhaft hallte dieser wütende Ruf durch alle Räume. Nachdem er verhallt war, verebbte auch das Beben. Bill Fleming eilte die Stufen hinunter. Er dachte, Lyman irgendwo entdecken zu können.

Auch Zamorra und Nicole Duval begaben sich ins Erdgeschoß. Da kam ihnen Bill mit fahlen Wangen und schreckgeweiteten Augen entgegengelaufen und schrie: »Die Kutte ist weg! Er hat sich seine Kutte geholt!«

Zamorra überzeugte sich selbst davon. Es stimmte. Der Ständer war leer. Die Kutte des Hexers war verschwunden.

***

Das Abendessen bestand aus einer dünnen Kohlsuppe, aus Bratkartoffeln und einem Stück zähen Rindfleisch, das unangenehm zwischen den Zähnen hängen blieb. An den Tischreihen saßen auf langen Bänken die Häftlinge in Reih und Glied. Dazwischen stakten die Aufseher auf und ab, um auf Ordnung zu achten. Die Gefangenen löffelten mit mehr oder weniger großem Appetit.

Pedro Santana schob den halbleeren Teller von sich. Demonstrativ verschränkte er die Arme vor der Brust und knurrte: »Saufraß. Davon krepiert man ja.«

George Ponte hob das stets gerötete Gesicht. »Willst du was anderes haben, Boss? Der Küchenbulle ist ‘n Freund von mir. Ich könnte ihm…«

Santana winkte mürrisch ab. »Lass nur, George. Ich bin schon satt.« Er schaute Robinson an. »Du tauschst jetzt mit Pete Moreno den Platz, John.«

Robinson war mit dem Essen noch nicht fertig. Trotzdem nickte er sofort.

»Okay, Boss.«

»Sag ihm, ich habe mit ihm ein ernstes Wort zu reden«, grollte Santana.

»Mach ich, Boss. Und wenn er nicht kommen will?«

Santana schaute Robinson verwundert an. »Ich hör’ wohl nicht richtig. Wenn er nicht kommen will, ersäufst du ihn in seiner Kohlsuppe.«

»Okay, Boss«, nickte Robinson und machte den Platz neben Santana frei. Die Sache von gestern Nacht war bereits von Santana geradegebogen worden. Santana hatte die Aufseher kaltschnäuzig unter Druck gesetzt, worauf diese darauf verzichteten, Robinson dem Gefängnisdirektor vorzuführen. Santana! dachte Robinson und grinste insgeheim. Ein Gott hier drinnen im Knast. Dem ist nichts unmöglich.

Er erreichte Pete Moreno, einen schwarzhaarigen Kerl mit Ambosskinn Backenmuskeln, die wie Drahtseile hervortraten, und Schultern, die manch einen allein schon beim Hinsehen in die Knie zwangen. »Sorry, dass ich dich stören muss, Kumpel. Du sollst zu Santana rüberkommen.«

»Was gibt’s?« fragte er, als er neben dem gebürtigen Mexikaner saß.

Pedro Santana blickte ihn aus schmalen Augen an. »Du machst mir Kummer, mein Junge.«
»Okay. Und Robinson macht mir Kummer. Er reißt sein dreckiges Maul zu weit auf, Santana. Das mag ich nicht.«
»Hör mal, seit wann interessiert denn jemanden, was du magst und was nicht? Mir ist zu Ohren gekommen, dass du neuerdings ‘ne Traumrolle übernommen hast: spielst ‘nen Widerstandskämpfer oder so, he? Hast du dir schon mal überlegt, dass so etwas verdammt ins Auge gehen kann?«
»Darf ich dazu auch mal was sagen?«
»Du hältst jetzt die Schnauze und hörst ganz aufmerksam zu, kapiert?« fauchte Santana gefährlich. »Schon vergessen, wer dich zum Hilfssanitäter gemacht hat? Das war Pedro Santana, falls es dir wirklich schon entfallen sein sollte. Du brauchst nicht in der Gießerei zu schuften. Du hast den ruhigsten Job im Knast. Dafür kann ich ein paar Gefälligkeiten von dir wohl verlangen, oder? Ab morgen machst du keine Zicken mehr, verstanden? Ab morgen gibst du den Stoff wie früher an meine Leute aus, ob dich das nun kratzt oder nicht. Du tust, was ich von dir verlange, Pete, sonst geht’s dir so wie Carl Lyman.«
Der eiskalte Ton, die stechenden Augen, die unverhohlene Drohung ließen Moreno erschrocken zusammenfahren.
»Gib mir wenigstens die Chance, mich zu verteidigen, Santana!«
»Okay. Was hast du vorzubringen?«
»Dass der Nachschub mit dem Stoff nicht mehr so richtig klappt, ist nicht meine Schuld.«
»Wessen Schuld denn?«
»Du weißt, dass wir einen neuen Doktor bekommen haben.«
»Na und?«
»Der Kerl schaut mir von acht Stunden neun Stunden auf die Finger.«
»Kein Grund, dass die Versorgung nicht mehr klappt!«, sagte Santana hart.
»Es gibt unüberwindbare Probleme.«
»Quatsch. Ab morgen lässt du dir was einfallen, klar? Ich will keine Klagen mehr hören. Denk an Lymans Ende. Und nun verschwinde. Du verpestest mir die Luft!«
Robinson kehrte zu seinem Platz zurück. Er schob die langen Beine unter den Tisch und fragte: »Wird er jetzt wieder spuren, Boss?«
Santana grinste breit. »Hat er denn eine andere Wahl? Wir hängen alle an unserem Leben. Auch Pete Moreno. Sag Floyd Bescheid. Er kriegt von Moreno ab morgen wieder, was bestellt ist.«
Robinson schaute Santana bewundernd an. Dieser Mann war ein Teufelskerl. Für den gab es einfach keine Probleme. Was er in die Hand nahm, funktionierte.
»Sonst noch was?« fragte Santana, damit gleich alles erledigt wurde.

»Ja, Boss, ‘ne Kleinigkeit noch«, sagte John Robinson.
Santana schaute ihn an. »Was?«
»Joker hätte gern ‘ne Gitarre.«
Santana nickte. »Okay.« Er wandte sich an George Ponte. »Verschaff sie ihm!«
»Geht in Ordnung, Boss«, sagte Ponte.
»Und was verlangst du als Gegenleistung von ihm?« erkundigte sich Robinson.
»Vorläufig nichts. Er soll sich über die Gitarre freuen. Es genügt mir, wenn er weiß, dass er in meiner Schuld steht. Vielleicht kann ich ihn ein andermal um einen kleinen Gefallen bitten, den er mir dann kaum ablehnen wird.«
Ponte wischte sich über den feuchten Mund. »Jetzt mal was anderes, Boss. Was unternehmen wir gegen Lyman?«
Santana schaute ihn ärgerlich an. »Lyman ist tot!«, sagte er kühl.
»Denk an den Rummel von der vergangenen Nacht, Boss! Vier Aufseher haben Lyman gesehen!«, zischte Ponte nervös.
Santana winkte ab. »Wer weiß, was die gesehen haben. Waren vermutlich allesamt blau. Man kennt die Typen ja. Saufen wie die Löcher.«
»Ich glaub’ ihnen für diesmal, was sie sagen, Boss.«
Santana grinste spöttisch. »Nimmst du’s ihnen auch ab, wenn sie dir sagen, sie hätten ‘nen Haufen weiße Mäuse gesehen?«
»Das ist doch etwas anderes, Boss.«
»Für mich ist es dasselbe.«
»Wir sollten uns vorsehen!«
»Quatsch, George. Carl Lyman ist so tot, wie er nur sein kann. Er liegt einige Klafter unter der Erde. Ich sehe absolut keinen Grund, vor ‘ner Leiche Angst zu haben.«
Die Zeit des Abendessens ging zu Ende. Die Häftlinge mussten in Gruppen antreten. Geordnet verließen sie den riesigen Speisesaal.
Knurrend und murmelnd unterhielten sie sich miteinander. Langsam trotteten sie zu ihren Zellen zurück.
»Ruhe!«, rief einer der Aufseher über die Häftlingsköpfe hinweg.
»Ruhe! Keiner redet!«
Er wurde kaum beachtet.
Santana schritt wie ein Triumphator die Eisentreppe hoch. Robinson ging neben ihm. Als Santana seine Zelle, die er sich mit Ponte teilte, erreicht hatte, blieb er stehen.
»Ciao!«, sagte er zu Robinson.
»Bis morgen, Boss«, sagte dieser. Dann rümpfte er die Nase. »Verdammte Einzelhaft.«
Santana nickte. »Ich hab’ vergessen, dir’s zu erzählen. Bei uns ist noch ein Bett frei. Ab morgen ist’s vorbei mit der Einzelhaft. Ich habe

bereits veranlasst, dass du in unsere Zelle verlegt wirst.«

Robinsons Augen strahlten. »Oh, Boss! Das hast du wirklich für mich getan?«

»Ist doch kaum der Rede wert.«

»Du bist ein ganz patenter Kumpel, Santana!«

Pedro Santana grinste breit. »Ich weiß, mein Freund. Ich weiß.«

Robinson verkroch sich noch einmal in der Einzelzelle. Wenig später lag er auf dem Rücken und dachte über Santana und sich nach.

Er hatte sofort gewittert, dass es nur Vorteile brachte, wenn man sich mit Santana gut stellte. Die Erfahrung zeigte, dass er hier drinnen ein halbwegs erträgliches Leben an der Seite Santanas führen konnte.

Das Licht wurde gelöscht. Robinson blieb wach. Vor seinem geistigen Auge erschien die Szene in der Wäscherei. Er fragte sich, ob es richtig gewesen war, bei Lymans Hinrichtung – nichts anderes war es gewesen – mitzumachen. Und er kam zu der Auffassung, dass es jedenfalls nicht falsch gewesen war, sich auf Santanas Seite zu stellen.

Plötzlich spürte er eine unerklärliche Kälte über sich hinwegstreichen. Er hatte auf einmal das Gefühl, jemand würde ihn anstarren, und wenn er genau lauschte, konnte er sogar jemanden atmen hören.

Verwirrt setzte er sich auf.

Da packte ihn das Entsetzen! Vor dem Gitter seiner Zelle stand eine in eine rote Kutte gehüllte Gestalt. Die Kapuze wölbte sich über dem Kopf. In ihrem schwarzen Schatten war kein Gesicht zu erkennen, wohl aber zwei schreckliche, rotglühende Augen…

***

Professor Zamorra wandte sich um und blickte Bill Fleming an.

»Stille!«, sagte er leise. »Vollkommene Stille.« Er wies auf das Gestell, auf dem die rote Kutte gehangen hatte, die nun verschwunden war. »Carl Lyman hat das Haus verlassen!«, sagte er ernst.

»Dann treibt er jetzt wieder im Gefängnis sein Unwesen!«, stieß Fleming aufgeregt hervor.

»Durchaus möglich«, sagte Zamorra.

Bill stürzte sich aufs Telefon. »Ich rufe an. Ich muss sie warnen!«

Mit vor Aufregung zitterndem Finger drehte er die Wählscheibe. Er ließ sich mit dem Zellentrakt verbinden. Ein Oberkalfaktor meldete sich. »Mein Name ist Fleming. Bill Fleming!«, keuchte der Historiker nervös. »Ich bin ein Freund von Mr. Segal.«

Am anderen Ende der Leitung sagte eine müde Stimme wenig beeindruckt: »Was kann ich für Sie tun, Mr. Fleming?«

»Ich befinde mich in Carl Lymans Haus.«

»Und?«

»Er hat es soeben verlassen.«

»Lyman ist doch tot, soviel mir bekannt ist. Tot und begraben.«

»Trotzdem besteht die Möglichkeit, dass er sich heute Nacht im Gefängnis blicken lässt!«, sagte Bill erregt.

Der andere wurde ärgerlich. »Sagen Sie mal, haben Sie nachts nichts anderes zu tun, als solche Witze zu verzapfen? Sie sind wohl ein nimmermüder Scherzbold, was?«

»Verflucht noch mal, spielen Sie doch nicht Vogel Strauß. Lyman ist auf dem Weg zum Gefängnis. Vielleicht ist er bereits da!«

»Wie lange wollen Sie mir mit diesem Blödsinn noch auf den Wecker fallen, Mann? Lyman ist tot.«

»Gestern Nacht haben ihn vier Aufseher gesehen!«, schrie Bill zornig in die Membrane. So viel Unvernunft konnte er einfach nicht begreifen.

»Die haben das inzwischen längst widerrufen, Mr. Fleming.«

»Aber… Aber wieso denn?« fragte Bill perplex.

»Weil sie einsahen, dass ihre verrückte Story nicht haltbar ist.«

»Menschenskind, ich sage Ihnen, Lyman kommt! Alarmieren Sie Ihre Kollegen. Treffen Sie wirksame Vorkehrungen, ehe es zur Katastrophe kommt!«

»Okay«, knurrte der Oberkalfaktor grimmig. »Lyman kommt also. Und was wird er Ihrer Meinung nach für einen Ulk anstellen?«

»Das weiß ich doch nicht«, seufzte Fleming.

»Er soll nur kommen. Wir werden ihn kassieren und einlochen. Zufrieden?«

Ehe Bill weiterreden konnte, klickte es in der Leitung. Fleming warf den Hörer wütend in die Gabel. Dann zerbiss er einen Fluch zwischen den Zähnen. Zornig starrte er Zamorra und Nicole Duval an. »Die Pfeife hat mich nicht ernst genommen!«, fauchte er mit schmalen Augen.

Nicole meinte: »Objektiv betrachtet ist es ja auch furchtbar schwer, so etwas Ungeheuerliches zu glauben.«

***

Unbeweglich stand die Gestalt vor der Zellentür. Robinsons Mund war strohtrocken geworden. Kalte Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Eine tödliche Angst schüttelte ihn. Sein Blick war starr auf die glühenden Augen des Hexers geheftet. Er wollte schreien, doch kein Ton kam über seine bebenden Lippen. Plötzlich bewegte sich der Unheimliche. Er machte einen Schritt vorwärts und kam durch das Gitter in die Zelle. Robinson hatte allen Grund, an seinem Verstand zu zweifeln.

Verdattert schnellte er aus seinem Bett. Entsetzt presste er sich gegen die kalte Wand.

»Ich bin gekommen, um mit dir abzurechnen!«, sagte Lyman mit

frostklirrender Stimme.

Robinson zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. »Lass mich in Ruhe!«, keuchte er. Es kam so leise aus seinem Mund, dass er es kaum selbst hören konnte. Sein Herz hämmerte hoch oben im Hals und unwahrscheinlich laut.

Hörte denn niemand dieses flehende Pochen? Er brauchte Hilfe!

Es musste jemand kommen, der dieses Gespenst in die Flucht jagte.

»Verschwinde, Lyman!«, gurgelte Robinson zitternd »Geh weg! Du bist tot. Du hast hier nichts zu suchen! Du kannst nicht zurückkommen! So etwas gibt es nicht!«

Die Kälte nahm zu. Auch das Glühen der unheimlichen Augen verstärkte sich. Lyman zischte: »Die Schwarze Magie befähigt mich, Dinge zu tun, die dir unbegreiflich sind. Ich kann durch Türen gehen. Ich kann aus Wasserhähnen Blut tropfen lassen…«

Mit einem hassvollen Fauchen federte Lyman nun auf den konsternierten Mann zu. Wie harte Stahlklammern legten sich die Finger des Hexers um Robinsons Hals.

Das war der Anfang von John Robinsons raschem Ende.

***

Baxter und Owen spielten Karten. Baxter, ein dicker Kerl mit roten Augen, gewann ständig. Sie spielten um Streichhölzer. Plötzlich ruckte Owens Kopf hoch.

»Was ist? Was hast du?« fragte Baxter seinen Kollegen.

»Was war das eben?«

Baxter hob die runden Schultern. »Ich habe nichts gehört. Nun komm schon. Spiel weiter, Owen!«

»Ich weiß nicht. Wir sollten besser mal nachsehen.«

»Kommt doch überhaupt nicht in die Tüte. Ich sag’ dir doch, ich habe nichts gehört.«

»Vielleicht hast du’s bloß nicht hören wollen«, murrte Owen und legte die Spielkarten auf den Tisch.

Baxter schüttelte unwillig den Kopf. »Sag mal, was soll denn das? Willst du mich mit deiner Hysterie anstecken?«

»Also ich weiß ja nicht, wie’s dir geht. Mir jedenfalls wackelt in jeder Nacht, die ich in diesem Knast Dienst schieben muss, gehörig die Hose.«

»Wegen Lyman?«

»Denkst du, wegen dir? Denk an das, was unseren Kollegen gestern Nacht passiert ist.«

»Lyman soll ihnen über den Weg gelaufen sein«, grinste Baxter.

»Ist doch glatter Humbug. Hör mal, ich bin nun schon seit zwanzig Jahren in dem miesen Bau. Aber gespukt hat es hier drin in all den Jahren nicht mal auch nur eine Minute! Weiß der Teufel, was euch

allen plötzlich das Wasser am Hintern gefrieren lässt.«
»Das Stöhnen in der leeren Wäscherei! Blut aus dem Wasserhahn. Und drei verschiedene Häftlinge haben Lyman nach seinem Tod gesehen!«, stieß Owen aufgeregt hervor.
Baxter schlug die Beine übereinander und legte die Spielkarten nun ebenfalls auf den Tisch.
»Alles aufgelegter Quatsch, sage ich!«
Das rote Lämpchen des Telefons blinkte. Baxter zuckte die Achseln. Er war zu bequem, um abzuheben. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er die rote Funzel einfach ignoriert. Owens Dienstauffassung war besser. Seine Hand flog zum Hörer. Blitzschnell riss er ihn von der Gabel.
»Owen!«, bellte er in die Sprechmuschel.
Am anderen Ende der Leitung meldete sich der Oberkalfaktor.
»Na, Owen. Alles bestens?«
Owen schluckte und sagte dann: »Eigentlich ja.« Was ihn vorhin irritiert hatte, verschwieg er.
»Ich rufe euch bloß an, damit niemand sagen kann, ich hätte mich nicht darum gekümmert…«
»Ist irgend etwas?« fragte Owen sofort nervös.
»Vorhin hat so'n Verrückter bei mir angerufen. Behauptete, Carl Lyman würde bei uns auftauchen. Gab mir den Rat, auf der Hut zu sein.«
Der Aufseher hatte das Gefühl, ein Stromstoß wäre durch seinen Körper gejagt. Seine Muskeln spannten sich. Er schnellte hoch.
»Liebe Güte!«, schrie er in die Membrane. »Ich glaube, der Kerl ist schon da!«
Owen warf den Hörer in die Gabel. Er sprang noch einmal hoch und klapperte dann endgültig in die richtige Position. Baxter glotzte ihn verwirrt an.
»Komm mit!«, zischte Owen. »Wir müssen nach dem rechten sehen. Da ist etwas faul! Ich hab's ja gleich gewusst!«
Sie rannten den Korridor entlang. An schlafenden Häftlingen vorbei. Mit ihren Stablampen leuchteten sie in die einzelnen grauen Boxen hinein.
Vor Robinsons Zelle blieben sie plötzlich wie angewurzelt stehen.
Der Mann lag auf dem Boden. Sein Kopf war unnatürlich verdreht.
Er hatte die Augen offen. Sein Gesicht war furchtbar verzerrt. Namenloses Grauen drückte es aus. Und die Augen hatten keine Reflexe mehr. Owen schloss die Tür zitternd auf. Er kniete neben Robinson nieder. Auch Baxter beugte sich über den Häftling.
»Tot!«, stöhnte Owen aufgewühlt.
»Erwürgt«, sagte Baxter fassungslos. »Das begreife ich nicht, Kumpel. Ist allein in der Zelle… Er kann sich doch nicht selbst erwürgt haben.«

Owen fletschte die Zähne und richtete sich auf. »Hat er auch nicht, Baxter. Ich weiß, wer diesen Mord begangen hat!«
»Wer?«
»Carl Lyman!«

***

Eine Stunde vor dem Morgengrauen gab es ein kurzes Poltern in Lymans Haus. Nicole Duval erwachte davon. Sie schlug benommen die Augen auf, wusste nicht recht, ob sie nun tatsächlich etwas gehört hatte oder ob die Wahrnehmung noch einem Traum, an den sie sich nicht mehr erinnern konnte, zuzuordnen war.
Leichte Schauer durchrieselten sie. Da hörte sie das Poltern noch einmal. Gleich darauf war wieder Stille im ganzen Haus. Nicole fragte sich, ob Zamorra die Geräusche ebenfalls gehört hatte. Oder war Bill etwa der Urheber des geisterhaften Gepolters?
Es war Nicole unmöglich, sich auf die andere Seite zu drehen und einfach weiterzuschlafen, als wäre nichts geschehen. Eine seltsame Ahnung beschlich sie: Carl Lyman war in sein Haus zurückgekehrt.
Sie schlug die Decke zurück. Ihre nackten Füße suchten die Pantoffel. Als sie sie gefunden hatten, erhob sich Zamorras Sekretärin.
Schnell warf sie sich den dünnen Morgenrock über die wohlgerundeten Schultern.
Mit wenigen Schritten war sie bei der Tür. Behutsam öffnete sie sie. Dann horchte sie hinaus. Stille. Sollte sie trotzdem nachsehen?
War es nicht ratsamer, ins Bett zurückzukehren?
Sie wusste, dass sie das nicht fertig gebracht hätte. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie Zamorra oder Bill wecken sollte. Doch dann verwarf sie den Gedanken wieder. Die beiden hätten es ihr mit Recht krumm genommen, wenn sich herausgestellt hätte, dass sie sie grundlos geweckt hatte. Deshalb beschloss sie, der Sache allein nachzugehen. Sie wollte nur ganz schnell mal einen Blick in alle Räume werfen und dann wieder nach oben gehen. Bloß, damit sie sich selbst beruhigen konnte, damit sie sich sagen konnte: Es ist alles in bester Ordnung. Schlaf weiter.
Behutsam zog sie die Tür weiter auf. Auf Zehenspitzen huschte sie aus ihrem Zimmer. Sie ließ die Tür offen, weil sie ja gleich wieder zurückkommen wollte.
Mit tappenden Schritten erreichte sie die Treppe, die nach unten führte. Je weiter sie sich von ihrem Zimmer entfernte, desto unruhiger wurde sie. Auch das Unbehagen wuchs mit jedem Schritt.
Rabenschwarze Dunkelheit beherrschte das Haus. Irgendwo tickte eine Uhr mit monotonen Schlägen. Nicoles Finger klammerten sich an das kalte Geländer, als sie die ersten Stufen hinunterstieg. Ihr ausgeprägter Instinkt versuchte sie zu warnen. Ihr Intellekt hingegen

tat alles, um die Angelegenheit zu bagatellisieren. Was sollte ihr denn schon zustoßen? Sie konnte jederzeit um Hilfe rufen. Zamorra und Fleming würden sie sogleich hören und ihr unverzüglich beistehen. Deshalb redete sie sich ein, sie hätte absolut nichts zu befürchten. Dadurch brachte sie den Mut auf, weiterzugehen.

Als sie die Halle erreicht hatte, vernahm sie das Poltern zum dritten Mal. Für den Bruchteil einer Sekunde krampfte sich ihr Herz zusammen. Sie schwankte heftig zwischen Umkehren und Weitergehen. Letztlich entschied sie sich fürs zweite.

Bin ich schon so weit gegangen, gehe ich auch weiter! sagte sie sich.

Das Poltern war – so schien ihr – aus dem Salon gekommen. Sie presste die Lippen fest aufeinander, holte durch die Nase tief Luft, schloss den Ausschnitt ihres Nachthemdes mit der linken Hand, weil ihr merklich kühler wurde, und schritt tapfer auf die Salontür zu. Es gibt nicht viele Mädchen auf dieser Welt, die ihr das nachgemacht hätten. Sie war sich dessen bewusst.

Mit unsicherer Hand berührte sie den Türgriff. Zwei Lidschläge später trat sie mit angehaltenem Atem in den Salon. Nun waren ihre Nerven bis zum Zerreißen angespannt. Im Unterbewusstsein rechnete sie mit einem Angriff. Doch der Salon atmete ihr eine trügerische Stille entgegen. Hinter ihr knarrte der Boden. Sie zuckte erschrocken herum. Nichts. Es war tatsächlich bloß der Boden gewesen.

Ihr Herzschlag verdoppelte sich von diesem Moment an. Sie ging weiter in den Salon hinein. Das Selbstbildnis von Carl Lyman schien mit einemmal auf eine eigenartige Weise zu leuchten. Lyman starrte sie voll Hass aus dem Bilderrahmen heraus an. Plötzlich nahm sie eine Bewegung auf dem Sessel des Hexers wahr. Da gerann ihr das Blut in den Adern. Rotglühende Augen blickten sie aus der Dunkelheit heraus feindselig an. Nicole erkannte den kleinen Körper. Sie sah die Konturen des fetten Rattenleibes. In derselben Sekunde richtete sich die große Ratte pfeifend auf. Und dann schnellte sie vom Sessel, um Nicole Duval anzugreifen. Das Mädchen wich bestürzt zurück und begann grell zu schreien.

***

Mit dem Schrei war Professor Zamorra hellwach. Er federte aus dem Bett und stürmte aus seinem Zimmer. Hinter ihm knallte Bill Fleming die Tür von außen zu. Sie hetzten zum Salon hinunter. Nicole stand mitten im Raum, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schrie immer noch. Zamorra nahm sie in seine Arme. Bill Fleming machte Licht.

»Still, Nicole!«, sagte der Professor beschwichtigend. »Beruhige dich. Wir sind bei dir. Es ist alles in Ordnung!«

Nicoles ganzer Körper zitterte wie bei einem heftigen Schüttelfrost.

Bill Fleming eilte zu den beiden.
»Was war los, Nicole?« fragte er aufgeregt.
Nicole verlangte und bekam einen Drink. Nachdem sie ihr Glas geleert hatte, fühlte sie sich etwas besser. Das Zittern nahm ab. Sie schaute Zamorra an und sagte heiser: »Ich bin eine dumme Gans, was?«
»Weil du dich gefürchtet hast?« fragte Zamorra.
»Ja.«
»Wir haben alle schon mal panische Angst gehabt. Das hat mit Dummheit nicht das Geringste zu tun, Nicole.«
»Erzähl uns, was vorgefallen ist!«, verlangte Fleming nervös. Er schaute sich im Salon um. Alles schien in Ordnung zu sein.
»Ich wurde von einem Gepolter geweckt«, sagte Nicole. »Habt ihr es denn nicht gehört?«
»Nein«, sagte Bill. »Ich habe wie ein Stein geschlafen.«
»Ich auch«, nickte Zamorra.
»Ich wollte wissen, wodurch das Poltern hervorgerufen worden war«, fuhr Nicole fort.
»Du hättest uns wecken sollen!«, sagte Zamorra vorwurfsvoll.
»Angenommen, ich hätte nichts entdeckt?«
»Dann hätten wir uns eben wieder ins Bett gelegt«, sagte Bill.
»Ich kam in den Salon«, sagte Nicole mit belegter Stimme, während sie mit starrem Blick ihr Glas betrachtete. »Ich kam hier herein und sah mich plötzlich wieder dieser ekeligen, fetten Ratte gegen- über. Sie griff mich sofort an. Mein Geschrei und euer rasches Erscheinen muss sie schließlich doch noch davon abgehalten haben, mich anzufallen.«
Bill fiel etwas ein. Er lief nach nebenan, kam sofort wieder. Seine Wangen waren von kleinen grauen Flecken bedeckt.
»Die Kutte!«, sagte er atemlos. »Sie ist wieder da!«
»Dann ist der Geist des Hexers in dieses Haus zurückgekehrt«, sagte Nicole. Zamorra überzeugte sich von dem, was Bill berichtet hatte. Nicht etwa deshalb, weil er an Flemings Worten zweifelte.
Er wollte die Kutte lediglich mit eigenen Augen sehen. Nicole bediente sich selbst noch einmal an der Hausbar. Sie fragte, ob noch jemand einen Drink haben wolle. Zamorra und Bill fanden die Frage gut. Sie tranken zu dritt.
Bill stellte sein leeres Glas auf den Tisch. »Teufel, Zamorra, können wir diesem Spuk denn kein schnelles Ende bereiten?«
»Mit deinem silbernen Amulett müsste uns das doch gelingen«, meinte Nicole Duval.
Zamorra schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf.
»Es ist mir nicht möglich, das gesamte Haus mit einem Bann zu belegen. So mächtig ist mein Amulett nicht.«

»Wenn du Türen und Fenster damit…«, setzte Bill an, doch Zamorra schnitt ihm das Wort mit einer raschen Handbewegung ab.

»Ich bin sicher, dass Carl Lyman dieses Haus weder durch eine Tür noch durch ein Fenster betritt. Wir haben gesehen, dass es ihm möglich ist, sich in eine Ratte zu verwandeln. Er könnte demnach auch dann, wenn ich Türen und Fenster mit einem Bann belegte, immer noch ungehindert durch eines der vielen Rattenlöcher, die es in diesem Haus unter Garantie gibt, aus- und eingehen.«

Bill wies aufgewühlt mit dem Daumen über die Schulter. Er deutete nach nebenan.

»Und was ist mit der Kutte?«

»Du meinst, ich könnte ihn mit meinem Amulett daran hindern, in die Kutte zu schlüpfen?«

Bill nickte. »Ja, das meine ich.«

»Wir würden damit nichts weiter erreichen, als dass er das Haus ohne die Kutte verlässt.«

Nicole schob das Glas vor sich hin und her. »Vielleicht wäre es sogar ein Fehler, ihn daran zu hindern, die Kutte zu tragen.«

»Nicole hat recht«, sagte Zamorra. »Die Kutte verrät uns jederzeit, ob sich Carl Lyman im Haus aufhält oder nicht.«

Bill Fleming schmetterte die Faust aufgeregt auf den Tisch. »Verdammt noch mal, Zamorra, du redest pausenlos davon, was wir besser sein lassen sollen. Sag doch endlich mal, wie wir diesen verfluchten Hexer zur Strecke bringen können!«

Der Professor konnte die Verbitterung des Freundes durchaus verstehen. Bill wollte dieses unheimliche Abenteuer so rasch wie möglich hinter sich bringen. Sein Urlaub war knapp bemessen. Er wollte die wenigen Tage nicht in Lymans Haus unter Lymans geisterhaftem Einfluss verbringen, wollte unbeschwert lachen und mit Nicole und Zamorra die Stadt auf den Kopf stellen können.

»Ich weiß, dass es äußerst schwierig sein wird, Lyman zu vernichten«, sagte Professor Zamorra mit gedämpfter Stimme, während er nachdenklich auf seine Hände blickte.

»Hältst du es für unmöglich?« fragte Bill nervös.

»Ich sagte, es wird äußerst schwierig sein. Aber ich bin sicher, dass mir zu gegebener Zeit eine Idee kommen wird, wie wir dem Hexer ein für allemal das Handwerk legen können. Bis dahin müssen wir uns vor ihm höllisch in Acht nehmen.«

»Er wird versuchen, uns zuvorzukommen«, sagte Fleming blass.

»Das ist durchaus möglich«, erwiderte Zamorra, und seine Sekretärin spürte, wie es ihr wieder einmal eiskalt über den Rücken hinunterrieselte.

***

Das Büro von Amos Segal war spartanischer als eine der Gefängniszellen eingerichtet. Ein Schreibtisch, vier Stühle, ein Telefon, ein Aktenschrank – und an der Wand das Foto des Präsidenten.

Zamorra hatte den Eindruck, dass Segal von Tag zu mehr verfiel.

Der Gefängnisdirektor hatte telefonisch um Hilfe gerufen. Es war kurz nach Mittag. Bill Fleming und der Professor waren sogleich gekommen. Segals Nervosität gipfelte momentan darin, dass er seinen Kugelschreiber ungewollt auseinanderbrach. Wütend warf er die beiden Teile in den Papierkorb.

»Nun ist passiert, was ich von Anfang an befürchtet habe!«, stöhnte der leidgeprüfte Mann. »Lyman hat den ersten Mord begangen.«

»Wie heißt das Opfer?« fragte Zamorra.

»John Robinson. Ein kräftiger Kerl. Lyman hat ihn spielend erwürgt. Jetzt gärt es im Gefängnis. Die Häftlinge haben schreckliche Angst. Sie fürchten die Nacht. Keiner wagt sich allein in einen Raum. In der Wäscherei soll wieder dieses unheimliche Stöhnen gehört worden sein. Niemand kann es den Häftlingen übel nehmen, dass sie Angst haben.«

»Konnten Sie inzwischen herausfinden, wer Lyman erschlagen hat?« fragte Professor Zamorra.

Segal winkte mit einer fahrigen Handbewegung ab. »Ach was. Das ist doch nicht rauszukriegen!«

»Lyman hat es meiner Meinung nach nur auf seine Mörder abgesehen. Die anderen Häftlinge haben von ihm nichts zu befürchten.«

»Das sagen Sie. Aber können Sie sich dafür auch verbürgen, Professor?«

»Natürlich nicht.«

»Na eben.«

Bill Fleming erzählte seinem Freund, dem Gefängnisdirektor, dass Nicole Duval, Zamorra und er in Lymans Haus wohnten. Er sprach von der Kutte, anhand der sie feststellen konnten, ob Lyman da war oder nicht. Und er berichtete dem Gefängnisdirektor, dass ihn der Oberkalfaktor einen Witzbold genannt habe, als er ihn vor Lyman warnen wollte.

Amos Segal trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch.

»Den Mann kaufe ich mir, Bill. Diese überhebliche Sorglosigkeit wird ihm Leid tun!«

Für Professor Zamorra stand fest, dass John Robinson einer der Lyman-Mörder gewesen war. Er sagte das dem Gefängnisdirektor.

Und er knüpfte die Frage daran: »Wer sind John Robinsons Freunde, Mr. Segal?«

Ohne nachzudenken erwiderte Segal: »Robinson gehörte zum Kern der Santana-Truppe.«

»Was, bitte, ist die Santana-Truppe? Würden Sie uns aufklären?«

»Pedro Santana. Gebürtiger Mexikaner. Wegen Raubmordes zu lebenslanger Haft verurteilt. Ein eiskalter, gefährlicher Bursche. Gnadenlos. Unberechenbar. Er beherrscht mit seinen Freunden die Haftanstalt.«

Bill Fleming schaute den Freund erstaunt an. »Und das sagst du so, als wäre es die selbstverständlichste Sache von der Welt, Amos?«

»Ist es ja auch«, gab der Direktor zurück. »Jede Anstalt hat ihren Pedro Santana, Bill. Die Menschen können eben nicht ohne Rangordnung leben. Auch dann nicht, wenn sie sich im Gefängnis befinden. Auch hier gibt es einen, der kommandiert, und andere, die tun, was er sagt. Das geht manchmal so weit, dass sogar die Aufseher nach der Pfeife solcher Burschen tanzen müssen.«

»Ist das in deiner Strafanstalt auch der Fall?« wollte Fleming wissen.

»Manchmal sieht es fast so aus«, sagte Segal gepresst.

»Könnt ihr diesem Kerl denn nicht Herr werden?«

»Wenn wir ihn irgendwie schaffen, steht ein anderer auf und nimmt seinen Platz ein, Bill. Wer weiß. Vielleicht kommt nach Santana einer, der noch skrupelloser ist als er. Dann gibt es in absehbarer Zeit eine gewaltige Explosion und eine Menge Tote. Meine Aufgabe ist es, das zu verhindern.«

Zamorra erkundigte sich: »Hat Santana mit dem Mord an Lyman zu tun, Mr. Segal?«.

Der Direktor schaute dem Professor kurz in die Augen und nickte dann.

»Jetzt, wo Robinson tot ist, ist das so gut wie sicher.«

»Ich bin der Auffassung«, sagte Zamorra und steckte sich eine Zigarette an, »dass es von jetzt an wichtiger denn je ist, die Namen der anderen Mörder zu erfahren. Lyman wird wiederkommen. Er wird erneut zuschlagen. Nur wenn wir die Namen seiner Mörder kennen, können wir diese Leute vor ihm schützen.«

Segal nickte. »Das leuchtet mir ein. Aber wie stellen Sie sich das vor? Die Häftlinge nehmen die Zähne nicht auseinander. Ich habe mir einige von ihnen vorgenommen. Natürlich habe ich mir die weichsten unter ihnen ausgesucht. Aber selbst die waren noch hart wie Granit, als sie hörten, worum es mir geht.«

»Dann schleusen Sie einen Spitzel ein«, schlug Zamorra vor.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, meinte Segal. »Aber ich habe niemanden, der dafür in Frage käme.«

»Wie wär’s mit mir?« fragte Zamorra spontan.

Bill blickte ihn verblüfft an. Amos Segal hob erstaunt den Kopf.

»Sie wollen sich wirklich einsperren lassen?«

»Könnten Sie das auf Ihre Kappe nehmen, Segal?«

»Nun ja, selbstverständlich, aber wenn Ihnen etwas zustößt, das könnte ich dann allerdings nicht auf mich nehmen.«

»Ich würde es auf mein eigenes Risiko tun. Bill Fleming ist mein Zeuge. Ich sehe für Sie keinerlei Schwierigkeiten, Mr. Segal.«

Der Direktor wollte sich nicht von Zamorra überfahren lassen. So etwas wollte gründlich überlegt sein, aber dazu reichte die Zeit nicht. Eine neue Nacht stand vor der Tür. In ein paar Stunden konnte Lyman sich schon sein nächstes Opfer holen. Die Entscheidung musste deshalb schnell gefällt werden.

Schwer seufzend und achselzuckend sagte Segal: »Also, in Gottes Namen, ich bin mit Ihrem Vorschlag einverstanden, Professor.«

»Eine Bedingung!«, sagte Zamorra.

»Und zwar?«

»Niemand darf wissen, wer ich bin. Ich muss genauso wie alle anderen Häftlinge behandelt werden. Keine Bevorzugung. Kein Kontakt von Ihrer Seite, solange ich dazu nicht grünes Licht gebe. Ich werde versuchen, Ihre schwachen Stellen anzuzapfen. Vielleicht gelingt es mir, Lymans Mörder zu packen.«

Segal akzeptierte alles, was Zamorra ihm vorschlug. Er nannte ihm einige Namen, an die er sich halten solle. Zamorra verlangte intuitiv, in Leif Cannons Zelle gesteckt zu werden.

Der Gefängnisdirektor hob erregt die Hand. »Himmel, wenn das bloß gut geht. Sie können alle täuschen, Zamorra. Nur Carl Lyman nicht.«

»Lyman wird mir nichts tun!«, sagte der Professor.

»Sind Sie sicher? Er hat Sie in seinem Haus gesehen. Er weiß, was Sie im Schilde führen.«

»Ich bin sicher, dass seine Rache Vorrang hat. Er wird zuerst versuchen seine Mörder zu töten. Vielleicht hält er sich dann an mich. Aber bis dahin sollten wir ihn bereits unschädlich gemacht haben.«

Amos Segal erhob sich. Er drückte Zamorra innig die Hand. »Ich wünsche Ihnen viel Glück, Professor.«

»Danke. Das kann ich gebrauchen.«

***

Noch am selben Tag kam Professor Zamorra per Gefangenentransporter in die Strafvollzugsanstalt. Ihm gegenüber saß ein kleiner Mann, der unentwegt vor sich hinstarrte. Man sah ihm nicht an, dass er zwei Frauen vergewaltigt und hinterher erdrosselt hatte. Neben dem Kleinen hockte ein bulliger Metzger. Er hatte Streit mit seiner Frau und deren Bruder gehabt. Beide waren erst einige Tage später in der Kühlkammer des Metzgerladens gefunden worden.

Zamorra und die anderen bekamen Sträflingskleidung ausgehändigt. Sie mussten ihre Sachen abgeben und einige Male unterschreiben. Dann öffnete sich für Zamorra die Zellentür. Sie knallte hinter ihm gleich wieder ins Schloss. Der Aufseher schnarrte: »Wäre prima, wenn ihr euch vertragen würdet! Sonst gibt es jede Menge Strafverschärfung

für euch!«
»Ach, rutsch mir doch den Buckel runter«, sagte Leif Cannon so leise, dass es der Kalfaktor nicht hören konnte.
Der Aufseher ging. Zamorra lehnte sich ans Gitter und atmete erst einmal durch.
»Ich bin Leif Cannon«, sagte der schmale Junge.
»Zamorra«, sagte der Professor einsilbig. »Welches Bett ist frei?«
»Das obere.«
»Wie ist das Essen?«
»Annehmbar. Manchmal ist es ein Saufraß. Dann wieder kann es im Ritz nicht besser sein.«
Zamorra angelte sich mit dem Fuß einen Sessel und ließ sich rittlings darauf nieder.
»Schon lange hier?« fragte er Cannon.
»’ne Ewigkeit schon.«
»Wie lange noch?«
»Zwei Jahre. Vielleicht lassen sie noch was nach, wenn ich mich gut führe.«
»Das muss erst mal einem von denen auffallen.«
Cannon zuckte die Achseln. »Dann sind es eben noch zwei Jahre.«
»Weshalb hier?« fragte Zamorra.
»Totschlag.« Cannon senkte den Blick.
»Siehst nicht wie ein Schläger aus«, sagte Zamorra.
»Ich bin auch keiner. Es war ein Unfall. Er war mein Freund. Wir waren in ‘ner Kneipe. Hatten ziemlich viel gepichelt. Plötzlich kriegten wir Streit wegen eines Flittchens. Er fing an, mich zu verprügeln. Ich schlug bloß einmal zurück. Er fiel um und brach sich das Genick.« Cannon hob wieder die schmalen Schultern. »So schnell kommt man in den Knast. Und weshalb bist du da?«
»Ebenfalls Totschlag. Ein Autorowdy hat meine Freundin angefahren. Beide Beine gebrochen. Rückgrat verletzt. Der Arzt sagt, sie wird zeitlebens gelähmt bleiben. Ich sah sie auf der Straße liegen. Der Kerl musste an der nächsten Ampel anhalten. Ich hinter ihm her. Konnte ihn einholen, zerrte ihn aus dem Wagen, ehe er weiterfahren konnte. Ich hab’ ihn so lange mit meinen Fäusten bearbeitet, bis er zu Boden ging. Als ich wieder halbwegs bei Sinnen war, sagten mir die Leute, dass der Typ nicht mehr lebte.«
Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte Cannon: »Wie sieht’s draußen aus, Zamorra?«
Der Professor lächelte schief. »Schöner als hier drinnen.«
»Du hast verdammtes Pech, dass sie dich ausgerechnet in diese Anstalt eingewiesen haben.«
»Wieso? Eine Anstalt ist so mies wie die andere.«
»Glaubst du an Geister?«

»Nee.«
»Das kommt noch.«
»Hör mal, Leif, willst du mich auf den Arm nehmen?«
»Absolut nicht. In diesem Knast spukt es.«
Zamorra lachte. »Du denkst wohl, mir kann man alles andrehen, wie? Sehe ich wirklich so blöde aus?«
Cannon hob die Brauen. Ernst sagte er: »Dir wird das Lachen schon noch vergehen, Zamorra. Vielleicht schon in dieser Nacht.«
»Also nun mal raus mit der Sprache, Leif. Tu nicht so geheimnisvoll. Wie macht sich dieser Spuk denn bemerkbar?«
»Man hört jemanden in der leeren Wäscherei stöhnen. Es tropft Blut aus dem Wasserhahn…«
»Das kaufe ich dir nicht ab, Junge.«
»Gestern Nacht wurde ein Mann erwürgt. John Robinson. Er war ganz allein in seiner Zelle. Die Aufseher scheinen ihn röcheln gehört zu haben. Als sie seine Zelle erreichten, war ihm nicht mehr zu helfen.«
Zamorra schüttelte ungläubig den Kopf. »Mensch, du spinnst ja. Wie kann denn ein Mann, der sich allein in ‘ner Zelle befindet, erwürgt werden?«
»Es ist aber passiert, verdammt noch mal!«, zischte Cannon ärgerlich.
»Dann hatte der Mörder ‘nen Nachschlüssel.«
»Der Mörder braucht keinen Nachschlüssel. Der geht nämlich durch Türen, als wären sie nicht vorhanden.«
Zamorra schaute Cannon von der Seite her an. »Sag mal, bist du sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist, Junge?«
»Ich bin nicht verrückt, Zamorra.«
»Soll ja schon vorgekommen sein, dass einer die lange Haftzeit geistig nicht verkraftet hat.«
»Zum Henker, ich bin völlig klar im Schädel! Und ich sage dir, John Robinson war erst der Anfang. Weitere Morde stehen bevor!«
Mit flackernden Augen erzählte Cannon dem Professor nun von Carl Lyman, und dass der Mann ein Hexer gewesen sei. »Irgend jemand«, fuhr er gepresst fort, ohne Zamorra in die Augen zu sehen, »hat Lyman in der Wäscherei erschlagen. Sie haben ihn fortgebracht und begraben. Doch nun ist er zurückgekehrt. Er wird sich die Kerle holen, die ihn kaltgemacht haben. Einen nach dem anderen.«
Zamorra schluckte und spielte den unsicheren, Nervösen. »Du liebe Güte, das kann es doch nicht geben, Leif.«
Cannon seufzte geplagt. »Du wirst dich noch wundern, was es in diesem Gefängnis alles gibt, Zamorra.«
Der Professor witterte, dass er in dieser Zelle genau richtig war. Er drang vorläufig nicht weiter in Cannon. Dafür war es jetzt noch zu früh. Der Junge wäre misstrauisch geworden und hätte ihn mit allen

anderen Fragen abblitzen lassen. Das kostbarste Gut war im Moment die Zeit. Sie musste für Zamorra arbeiten.

Cannon sagte: »Noch ‘nen Tipp von mir, Zamorra. Du kannst ihn beherzigen oder auch nicht.«

Der Professor legte die Hand hinters Ohr und sagte: »Ich höre, Leif.«

»Dieser Knast wird von einem Mann namens Pedro Santana beherrscht. Wenn du’s hier gut haben willst, musst du dich mit ihm beizeiten anfreunden.«

»Das merke ich mir«, nickte Zamorra grinsend. »Und wie finde ich diesen Santana?«

»Darum brauchst du dich nicht zu bemühen. Santana wird selbst mit dir Kontakt aufnehmen. Er schaut sich die Neuen alle gleich an. Wenn du ihm zusagst, kriegst du einen Platz an der Sonne. Gefällt ihm dein Gesicht aber nicht, kannst du gleich mal um Versetzung in ‘ne andere Strafanstalt ansuchen.«

»Was meinst du, hab’ ich ‘ne Chance bei ihm?«

Cannon musterte den Professor kurz und nickte dann. »Ich denke, Kerle wie du sind genau nach seinem Geschmack, Zamorra.«

»Dann fällt mir ja ein Stein vom Herzen«, grinste der Professor.

Zehn Minuten später wurde er von einem Aufseher abgeholt und in die Gefängnistischlerei gebracht. Der Mann eröffnete ihm dass er hier für die nächsten sieben Jahre Holz drechseln würde. Er erklärte ihm die nötigen Handgriffe. Es war keine schwere Aufgabe.

»Meinen Sie, dass Sie das können?« fragte der Kalfaktor, als er mit seinen Ausführungen fertig war.

»Es wird keine Schwierigkeiten geben«, nickte Zamorra.

»Fein. Dann ist das ab morgen Ihr Arbeitsplatz.«

»Ich könnte mir keinen schöneren vorstellen.«

Der Aufseher verdunkelte seine Miene. »Ihren Sarkasmus können Sie sich für nachher aufheben.«

»Nachher?« fragte Zamorra.

»Für die Zeit, wo Sie wieder raus sind aus dem Knast.«

Nach diesem Intermezzo fanden sich die Häftlinge im TV-Raum ein. Es gab einen alten Revuefilm mit Fred Astaire und Ginger Rogers. Harmlose Fernsehkost. Gerade das richtige für geistig abgeschlaffte Gefängnisinsassen. Während Fred und Ginger über die Mattscheibe wirbelten, spürte Zamorra eine Bewegung hinter sich.

Eine Hand legte sich schwer und aufdringlich auf seine Schulter.

»Willkommen in Pedro Santanas Knast, Zamorra!«, sagte jemand.

Der Professor drehte sich halb um. Ein rotes Gesicht grinste ihn an.

»Du hast doch sicher schon von Santana gehört, oder?« fragte der Mann.

Zamorra antwortete feixend. »Ich finde, auf dem Dach dieser Strafanstalt sollte in großen Leuchtbuchstaben stehen:

STRAFVOLLZUGSANSTALT PEDRO SANTANA.«
»Du hast es erfasst«, sagte George Ponte. »Du gefällst Santana.«
»Freut mich.«
»Er möchte dich kennen lernen.«
»Er soll herkommen.«
»Doch nicht Santana.«
»Wieso nicht?«
»Weil er hier der Chef ist. Du musst dich schon bequemen, zu ihm zu kommen.«
Der Professor zuckte die Achseln. »Na schön. Wenn es sich nicht vermeiden lässt.«
Ponte begleitete Zamorra zu dem Gangsterboss.
Pedro Santana fletschte die Zähne und ließ seine aufmerksamen Augen interessiert an Zamorra auf- und abhuschen. Er schätzte den Professor blitzschnell ein und prüfte, ob Zamorra für ihn nützlich oder gefährlich war.
»Totschlag, was?«, brummte er schließlich und wies auf den leeren Stuhl neben sich.
Zamorra setzte sich. »Das spricht sich schnell herum.«
»Dachtest du, du könntest hier drinnen daraus ein Geheimnis machen?«
»Ich habe nichts zu verbergen.«
»Um so besser.« Santana drehte den Oberkörper mehr zu Zamorra. Der Professor war größer und kräftiger als der Mexikaner. Trotzdem spürte Zamorra, dass Santana so gefährlich war wie ein hungriger Kaiman. »Hör zu!«, sagte Santana scharf. »Ich bin hier der Boss, Zamorra. Die Aufseher tanzen genauso nach meiner Pfeife wie die Häftlinge. Ich bin fair und lasse dir die Wahl. Stellst du dich auf meine Seite, dann geht's dir gut. Bist du aber dämlich und stellst dich gegen mich, dann geht's dir so dreckig, dass du den Tag verfluchst, an dem du hier eingewiesen wurdest, klar?«
»Gibt es daran etwas falsch zu verstehen?« gab Zamorra ernst zurück.
»Nun?« fragte Santana. Eine gewisse Spannung lag in seinen Augen. »Für welche Seite entscheidest du dich?«
»Da ich nicht meschugge bin…«, begann Zamorra.
Santana grinste bereits. Er fiel ihm sogleich ins Wort: »Danke, das genügt.« Seine Hand schoss vor. »Herzlich willkommen in meiner Runde, Zamorra.«
Der Professor ergriff die Hand und schüttelte sie fest. Santana fragte: »Wie gefällt's dir in der Tischlerei?«
»Ich kann noch nichts sagen.«
»Wenn's dir da nicht zusagt, oder wenn du sonst irgendeinen Wunsch hast, sag's mir, okay? Pedro Santana kann für seine Freunde alles erreichen.«

Zamorra grinste. »Da soll einer behaupten, ich hätte kein Glück, was?«

Santana entließ ihn mit einem freundschaftlichen Kopfnicken. Zamorra kehrte zu seinem Platz zurück. Eine wichtige Hürde war genommen. Wer Santanas Wohlwollen genoss, dem brachten automatisch auch alle anderen Häftlinge ihr Vertrauen entgegen. Auf diese Weise hoffte der Professor, am schnellsten die Namen von Lymans Mördern herauszukriegen. Auf dem Bildschirm: Wirbelndes Finale.

Fred Astaire und Ginger Rogers steppten um die Wette. Ein Feuerwerk an Temperament und Tanzleidenschaft wurde von den beiden abgebrannt. Nach dem Film gab's Abendbrot. Um neun gingen Zamorra und Leif Cannon zu Bett. Um zehn wurde das Licht ausgemacht.

»Na!«, flüsterte Cannon unter dem Professor.

Zamorra reagierte nicht darauf. Doch Cannon ließ sich nicht so schnell entmutigen.

»He!«, rief er leise. »Zamorra!«

»Ist noch was?« fragte der Professor.

»Wie ging's mit Santana?«

»Bestens.«

»Hast du dich mit ihm angefreundet?«

»Hast du was anderes erwartet?« erwiderte Zamorra. »Ich glaube, er mag mich.«

»Genau kann man das bei dem aber nie wissen. Sei trotzdem vor ihm auf der Hut! Er kann jederzeit umschlagen wie das Wetter im Hochgebirge.«

»Ich werd' mir's merken«, sagte Zamorra.

Pause. Der Professor drehte sich auf die linke Seite und schaute die Mauer an.

»Habt ihr über Lyman gesprochen?« wollte Leif Cannon wissen.

Zamorra spitzte die Ohren. Weshalb interessierte Cannon das? Er antwortete: »Nein.« Und fragte: »Wer hat Lyman umgebracht, Leif?«

»Weiß nicht!«, kam es knapp zurück.

»Wirklich nicht?«

»Wenn ich's doch sage! Und ich bin froh, dass ich es nicht weiß.«

»Wieso?«

»Weil viel wissen ungesund ist!«, erwiderte Cannon und wollte über dieses Thema kein weiteres Wort mehr verlieren. Deshalb zischte er: »Schlaf jetzt.«

»Okay«, murmelte Zamorra. »Vorausgesetzt, Carl Lyman hat nichts dagegen.« Der Professor hörte, wie Cannon daraufhin unter ihm erschrocken zusammenzuckte.

***

Es war eine rabenschwarze, kühle Nacht. Der Mond versteckte sich hinter schweren Wolkensäcken, die anthrazitfarben am sternlosen Himmel hingen. Ein heftiger Wind fauchte um die Gefängnismauern und jaulte und wimmerte in irgendwelchen Mauerritzen und Fugen unterhalb des Daches. Lyman kam durch die meterdicke Mauer, die den riesigen Gefängniskomplex einfriedete. Die Wachen auf den Türmen sahen ihn nicht. Er hob sich von der Dunkelheit mit seiner roten Kutte kaum ab.

Ohne ein Geräusch zu verursachen, huschte er durch den Gefängnishof. Vom höchsten Wachturm stach der grelle Lichtfinger des rotierenden Scheinwerfers für einen kurzen Augenblick in Lymans Richtung. Der Hexer drehte sich dem Lichtkegel zu und blieb stehen. Der Strahl traf voll in die finstere Höhle, die die Kapuze bildete.

Für den Bruchteil einer Sekunde war das Gesicht des Hexers zu sehen. Es sah grauenvoll aus. Santanas Schlagring hatte es völlig verwüstet. Das Nasenbein war gebrochen. Die Haut war überall aufgeplatzt. Teilweise lag der bleiche Schädelknochen blank…

Sekunden später war das Licht des Scheinwerfers wieder weiter gewandert. Niemandem war aufgefallen, was für einen abstoßenden Anblick es soeben enthüllt hatte.

Lyman glitt an der Gefängnismauer entlang und betrat kurz darauf den Zellentrakt. Wieder schritt er einfach durch die geschlossene Tür, als wäre sie nicht vorhanden.

Er eilte den Korridor entlang. Ein Aufseher goss soeben heißen Tee aus der Thermosflasche in einen Becher und schlürfte ihn dann mit gekräuselter Stirn. Lyman starrte den Mann mit seinen rotglühenden Augen kurz an, wandte sich dann von ihm ab und eilte weiter.

Er war nicht wegen dieses Aufsehers hierher gekommen. Sein Ziel war eine Zelle im zweiten Stock. Ohne dass ihn jemand entdeckte, erreichte er die erste Zellenetage. Zwei Männer schritten nebeneinander die Zellenfront ab.

Carl Lyman schaute sich schnell um, trat dann hastig in einen Raum und wartete, bis die Aufseher vorbeigegangen waren. Ohne Eile verließ er den Raum wieder. Mit wenigen Schritten war er bei der Treppe, die zur zweiten Etage hinaufführte. Er schwebte über die Stufen.

Leif Cannon schien ein Geisterradar eingebaut zu haben. Vermutlich hatte er noch nicht tief genug geschlafen. Jedenfalls spürte er sofort die Nähe des Hexers. Er warf sich verzweifelt im Bett hin und her.

Er hatte höllische Angst. Er presste sich die Decke an den Mund, grub seine Zähne in die grobe Wolle hinein, damit ihm kein Schrei über die Lippen kam.

Zamorra öffnete die Augen. Er hörte, wie Leif Cannon sich quälte und lauschte angestrengt. Möglicherweise hatte der Junge soeben einen

Alptraum. Vielleicht sprach er im Schlaf. Es konnte sogar passieren, dass Cannon im Schlaf die Namen von Lymans Mördern preisgab.

Plötzlich war dem Professor, als husche ein vager Schatten am Zellengitter vorbei. Es ging so schnell, dass er nicht sicher sein konnte.

Unten seufzte Cannon entsetzt: »O Gott, nein! Nein!«

Zamorra sprang vom Bett herunter und beugte sich über den zitternden Jungen. Cannon schien vor Angst fast den Verstand zu verlieren. Seine Augen glänzten in großer Furcht. Seine Wangen zuckten. Er röchelte und presste die Hände verstört aufs Gesicht.

»Leif!«, sagte Zamorra eindringlich. Er packte ihn an den Schultern.

»Nein!«, wimmerte Cannon. Er schien den Professor nicht zu erkennen.

»Leif! Ich bin es. Zamorra! Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Ich tu' dir nichts.«

»O Gott!«, ächzte Cannon.

»Leif, was ist los mit dir? Fühlst du dich nicht wohl?«

Cannons Augen vermochten die Tränen nicht mehr länger zu halten. Er begann leise schluchzend zu weinen.

»Ich habe Angst, Zamorra. Hundsgemeine, marternde Angst.«

»Wovor, Leif? Sag mir, wovor du dich so sehr fürchtest. Leif, ich bin dein Kumpel. Wenn ich dir helfen kann, tu' ich das.«

Cannon stieß heiser hervor: »Ich… ich fühle ganz deutlich Lymans Nähe, Zamorra!«

Der Professor dachte an den vagen Schatten, den er gesehen zu haben glaubte. War das Lyman gewesen?

»Was hast du von Lyman zu befürchten, Leif?« fragte er bohrend.

»Nichts!«, antwortete Cannon so schnell, dass Zamorra sofort wusste, dass der Junge nicht die Wahrheit sagte. Aufgeregt fügte Cannon noch hinzu: »Ich… ich habe mit Cannons Tod nichts zu schaffen, Zamorra. Wirklich nicht. Glaubst du mir das?«

»Was für einen Grund solltest du haben, mich zu belügen?«

»Richtig. Ich sage die Wahrheit, Zamorra.«

»Warum bibberst du aber so sehr?«

»Hör mal, ich fühle, dass er hier ganz in der Nähe ist. Das regt mich entsetzlich auf. Er ist ein Geist! Ein Spuk! Ich habe Angst vor so was, Zamorra. Er befindet sich ganz in unserer Nähe.« Cannons schimmernde Augen richteten sich starr auf Zamorras Gesicht.

»Du«, keuchte er und richtete sich blitzschnell auf. »Du, wir müssen die Aufseher alarmieren.«

»Weißt du, was ich vermute, Leif?« fragte Zamorra hart.

»Was?« erwiderte Cannon mit zittriger Stimme.

»Ich vermute, du verheimlichst mir etwas!«

»Was denn?« kam es erschrocken aus Cannons Mund.

Zamorra setzte ihm seinen Zeigefinger an die Brust. »Du weißt, wer

an Lymans Tod schuld ist!«

Cannon zuckte bestürzt zurück. »Bist du verrückt? Was behauptest du denn da?«

»Hör endlich auf, mir was vorzulügen, Leif. Du kannst mir vertrauen. Ich sagte es schon mal. Wenn ich dir helfen kann, tu' ich's.«

Cannon schüttelte heftig den Kopf. »Ich weiß nichts, Zamorra. Wirklich nicht. Ich weiß absolut nichts. Nur das, was alle hier im Knast wissen!«

»Hat Santana dich eingeschüchtert?«

»Wie kommst du denn darauf?« krächzte Cannon verdattert. »Was willst du denn von mir? Lass mich doch endlich in Ruhe! Ich will mit dir nicht über Santana und nicht über Lymans Tod reden. Verdammt noch mal, unternimm endlich etwas! Schlag Alarm! Sag den Aufsehern, dass Lyman da ist!«

***

Es heißt: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Wenn das wahr gewesen wäre, hätte George Ponte seit Jahren keinen Schlaf mehr finden dürfen. Der kräftige Kerl aus den Slums von Brooklyn hatte so ziemlich alles verbrochen, was ein Mann allein tun konnte.

Sogar die eigenen Eltern hatte er bestohlen. Daraufhin hatten sie ihn auf die Straße gesetzt. Ponte war bei einem Mädchen eingezogen, hatte sie mehrmals in der Woche verprügelt und auf den Strich geschickt. Durch die vielen Hiebe verunstaltet, brachte sie ihm zu wenig Geld nach Hause. Also schlug er sie wieder. Und als er merkte, dass sich hier die Katze in den Schwanz biss, nahm er das Geldverdienen selbst in die Hand. Er stellte sich dabei äußerst geschickt an.

Bald war er auf die Wohnung seines Mädchens nicht mehr angewiesen. Er kaufte sich ein Haus und übersiedelte dorthin. Das leicht verdiente Geld warf er mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Kaum war es weg schaffte er mit irgendeinem Verbrechen sofort neues ran.

Und dann kam der Tag, wo er den Supermarkt auf Staten Island überfiel. Die Sache ging schief. Der Kassierer hatte plötzlich eine Waffe in der Hand. Ponte überlegte nicht lange, sondern erschoss den Mann. Dann nahm er sich eine Geisel und floh vor der Polizei in ein leerstehendes Haus. Er dachte, nun wäre er obenauf, und er stellte eine unverschämt hohe Forderung, die die Polizei nicht erfüllen konnte. Er drohte, die Frau – eine Mutter von zwei Schulkindern – zu erschießen, wenn er nicht bekam, was er verlangte. Sie schickten ihm einen Psychiater, der mit ihm verhandeln sollte. Er nahm auch diesen gefangen. Und als die Polizei das Gebäude kurz darauf stürmte, tötete Ponte sowohl den Mann als auch die Frau. Dann warf er grinsend die

Waffe fort und ergab sich.

Heute war er Santanas rechte Hand, und er fand es gar nicht so übel im Gefängnis.

Er schlief tief und fest. Plötzlich krallten sich zwei Hände hart in seine Kleider. Ponte war ein schwerer Brocken, aber Lyman verfügte über die Kräfte der Hölle. Es gelang ihm mühelos, den gewichtigen Mann aus dem Bett zu reißen. Verdattert öffnete Ponte die Augen.

Da sah er sich dem Kuttenmann gegenüber. Seine Knie waren mit einemmal weich wie Gummi. Sie vermochten ihn kaum zu tragen.

»Deine Uhr ist abgelaufen!«, knurrte der Hexer.

Ponte glotzte die rotglühenden, schrecklichen Augen fassungslos an.

»Lyman!«, presste er heiser hervor. »Carl Lyman!«

Davon wurde Pedro Santana wach. Er setzte sich im oberen Bett auf, entdeckte Ponte und Lyman – und reagierte blitzschnell. Seine Hand fuhr unter das Kopfkissen. Seine Finger spürten das Springmesser, das er hier aufbewahrte.

Schon schnappte die lange Klinge auf. Der Hexer kümmerte sich nicht um ihn.

»Lyman!«, stöhnte Ponte verzweifelt. »Lyman, ich flehe dich an…« Er wich vor dem schrecklichen Spuk zurück, so weit er konnte.

»Lass George in Ruhe!«, fauchte Santana zornig.

Carl Lyman scherte sich nicht um ihn.

»Hörst du verdammter Drecksack nicht, was ich sage? Du sollst George in Ruhe lassen, Lyman!«

Ponte prallte gegen die Wand. Er rang flehend die Hände. »Tu mir nichts, Lyman! Bitte, tu mir nichts!«

»Verdammt noch mal, winsle doch nicht, George. Schlag ihm noch mal die Schnauze ein, wenn er darauf besteht!«, keuchte Santana.

Der Kuttenmann hob die Hände, um sie Ponte um den Hals zu legen. Der rotgesichtige Verbrecher drehte in panischem Entsetzen durch. Er stemmte sich wild von der Wand ab. Seine Fäuste wirbelten durch die Luft. Er schlug nach dem glühenden Augenpaar, doch jeder Schlag verpuffte wirkungslos. Lyman wich nicht aus. Verdattert erkannte Ponte, das er mit jedem Hieb durch den gespenstischen Kuttenmann hindurchschlug.

Jetzt holte Lyman zum Schlag aus. Der Treffer saß mitten in Pontes Gesicht. Der Mann wurde von der Wucht des Schlages zurückgerissen und zu Boden geschleudert.

»Verflucht noch mal…!«, keuchte Santana und schnellte nun von seinem Bett herunter.

Sofort wandte sich der Spuk ihm zu. Ponte rappelte sich ächzend auf. Lyman griff Santana an. Ein gewaltiger Hieb raffte auch den Mexikaner von den Beinen. Da lief dem schlanken Santana die Galle über. Mit einem schnellen Sprung war er wieder da. Sofort holte er

mit der Messerhand aus. Blitzartig stach er zu. Die suchende Klinge fand einen Körper.

Es war jedoch nicht Lymans Leib, in den sie drang.

Das Messer bohrte sich tief in Pontes Brust. Völlig perplex starrte Santana den Zellengenossen an. Pontes Gesicht verzerrte sich. Blut quoll aus seinem Mund. Er starrte Santana mit vorwurfsvoll aufgerissenen Augen an, als wollte er fragen: Was hast du getan, Pedro?

Erschrocken ließ Santana das Messer los. Der Griff ragte aus Pontes Brust. Es grenzte an ein Wunder, dass Ponte mit dieser tödlichen Verletzung überhaupt noch stehen konnte.

Pontes Blick flatterte mit einemmal. Dann ging es mit ihm sehr schnell zu Ende. Er kippte seitlich weg und schlug lang auf dem Boden hin.

Santana konnte nicht fassen, was passiert war. Er hatte George Ponte erstochen. Es war ihm unmöglich, diese Ungeheuerlichkeit zu begreifen.

Sein lodernder Blick fraß sich in Lymans glühende Augen. »Das ist dein Werk!«, presste er heiser hervor. Seine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen. Seine Kehle war zugeschnürt. Er bekam kaum Luft.

»Zuerst John Robinson, dann George Ponte!«, sagte der unheimliche Kuttenmann frostig. »Und der nächste bist du, Pedro Santana!«

Schaudernd sah der Mexikaner, wie Lyman die Zelle verließ. Ganz langsam begann er einzusehen, dass es ein tödlicher Fehler gewesen war, sich an Lyman zu vergreifen.

***

Alarm!

Licht flammte im gesamten Zellentrakt auf. Die Aufseher wurden von einer atemlosen Hektik durch die Korridore gepeitscht. Sie hetzten treppauf, treppab. Häftlinge schrien. Ein Bienenstock, unter den man Feuer gelegt hat, wurde das Gefängnis von einer Sekunde zur anderen. Wie ein Lauffeuer ging es von Zelle zu Zelle: »Santana ist übergeschnappt! Pedro Santana ist verrückt geworden! Er hat George Ponte erstochen!«

Und man hörte Pedro Santana in seiner Zelle toben und kreischen.

Schaum stand ihm vor dem Mund. Er rüttelte an den Gitterstäben, brüllte mit voller Lautstärke immer wieder: »Ich war es nicht! Ich hab' es nicht getan! Ich habe George nicht umgebracht!«

Die Aufseher wagten sich nicht an Santana heran. Sein Geist schien tatsächlich verwirrt zu sein.

»Ruhe, Santana!«, redeten sie auf den Mexikaner ein. »Ruhe! Beruhigen Sie sich!«

»Ich habe es nicht getan! Ich bin nicht Pontes Mörder!«
»Okay, okay, Santana. Nun gehen Sie mal von der Tür weg!«
»Ich bin an diesem Mord unschuldig!«
»Aber ja. Lassen Sie uns rein. Wir möchten George herausholen.«
»Ich habe ihn nicht getötet!«, brüllte Santana, so laut er konnte. Einige Zellen weiter hockte Leif Cannon bleich und in sich zusammengesunken auf seinem Bett. Er starrte Zamorra furchtsam an und keuchte benommen: »Santana sagt die Wahrheit, Zamorra. Er hat Ponte nicht erstochen. Carl Lyman ist es gewesen!«

***

Langsam ging es auf Mitternacht zu, doch weder Nicole Duval noch Bill Fleming hatte den Wunsch, zu Bett zu gehen. Es war die erste Nacht, die sie ohne Professor Zamorra in Carl Lymans Haus verbrachten, und wenn es auch beide einander nicht eingestanden, so hatte doch jeder für sich das Gefühl, eines verlässlichen Schutzschildes beraubt worden zu sein. Irgendwie hatten sie sich immer hinter den unerschrockenen Mut von Zamorra gestellt, wenn es brenzlig zu werden drohte, doch nun waren sie zum ersten Mal auf sich allein angewiesen.
Sie spielten Schach. Weder Bill noch Nicole war richtig bei der Sache. Sowohl Zamorras Sekretärin als auch der junge Historiker ließ viele gute Angriffschancen ungenützt.
Schließlich stand es zum vierten Mal Matt.
Nicole fegte die Figuren vom Brett. Seit einer halben Stunde jaulte draußen in der Nacht ein Hund. Die Klagelaute kamen nicht immer von derselben Seite. Das bedeutete, dass der Hund immerzu heulend um das Haus des Hexers schlich.
Bill stand ärgerlich auf. Er dehnte die Glieder und steckte sich dann eine Zigarette an. Dabei fiel ihm auf, dass seine Finger leicht zitterten.
Grimmig knurrte er: »Hört denn dieser Köter überhaupt nicht mehr auf? Dieses Geheul geht einem doch durch Mark und Bein.«
Nicole nahm sich einen Drink. Fröstelnd verschränkte sie die Arme vor der Brust.
»Hört sich richtig unheimlich an.«
»Vielleicht wieder so ein Scherz von Lyman!«, murrte Fleming. Er rauchte hastig. Doch seine flippenden Nerven beruhigten sich nicht.
Das Heulen nahm zu. Bill erschrak. »Er kommt näher.«
Nicole leerte ihr Glas und stellte es auf den Tisch. »Ich hole Zamorras Amulett!«, sagte sie dann hastig. »Sicher ist sicher.« Sie verließ den Salon. In der Halle echote ihr das Jaulen des Hundes verstärkt entgegen. Schaudernd lief sie die Treppe hoch. Nervös warf sie die Tür zu Zamorras Zimmer auf. Sie wusste, wo das silberne Amulett zu finden war. Schnell öffnete sie den Schrank.

Mit einem Griff hatte sie die lederne Schatulle in ihren Händen.
Ein Feuer der Zuversicht sprang in ihren dunkelbraunen, hell gesprenkelten Augen an, als sie die Schatulle aufklappte.
Auf blutrotem Samt lag das Amulett.
Das silberne Amulett Leonardo de Montagnes!
In der Mitte war ein großer Drudenfuß zu sehen. Darum herum schloss sich ein Ring mit Tierkreiszeichen. Der zweite, äußere Ring stellte geheimnisvolle Hieroglyphen dar. Der Talisman hing an einer langen silbernen Kette, mit deren Hilfe der Besitzer das Amulett um den Hals tragen konnte.
Nicole hielt für einen Augenblick den Atem an.
Zamorra hatte das Amulett nicht ins Gefängnis mitnehmen können. Man hätte es ihm abgenommen, als man ihm die Anstaltskleidung aushändigte. Deshalb hatte er es hier gelassen. Wohl auch zu Nicoles und Bills Schutz, falls sie von Lyman ernsthaft bedroht werden sollten.
Nun streckte Nicole Duval blitzschnell die Hand nach dem Talisman aus. Als ihre Fingerspitzen das helle Metall berührten, hatte sie das Gefühl, dass davon eine seltsame Kraft ausging. Eine unsichtbare Schwingung, die die Atmosphäre auf eine unerklärbare Weise veränderte.
Hoffnung, Zuversicht, Vertrauen fühlte Nicole in ihrer Brust keimen. Die Angst nahm ab. Sie wähnte sich mit einemmal dem Hexer gewachsen, glaubte, ihn nicht mehr fürchten zu müssen.
»Nicole!«, rief Bill unten.
»Ich komme schon!«, antwortete Zamorras Sekretärin. Die Kette rasselte in ihrer Hand. Sie trat kurz ans Fenster und blickte in die unwirtliche Nacht hinaus. Der Hund heulte immer noch gespenstisch. Über die düsteren Sträucher, die das Grundstück bedeckten, strich ein rauschender Wind. Er zerwühlte die Blätter und schüttelte die Büsche bis in die Wurzeln hinab.
Nicole wandte sich vom Fenster ab und verließ Zamorras Zimmer, nachdem sie die Lederschatulle wieder an ihren Platz gelegt hatte.
Bill erwartete sie voll Ungeduld. Er hatte einen Feuerhaken in der Faust.
»Was willst du denn damit?« fragte Nicole erstaunt.
»Entweder ich verjage den Köter, oder ich erschlage ihn! Jedenfalls bin ich nicht gewillt, mir dieses entsetzliche Geheul noch länger anzuhören.«
»Soll ich mitkommen?«
Bill schüttelte mit schmalen Lippen den Kopf. »Du bleibst besser hier.« Er ging und warf sich einen Mantel über, ehe er das Haus verließ. Der kühle Wind fegte ihm ins Gesicht und nahm ihm für einen Moment den Atem.
Mit angewiderter Miene blieb er stehen, um sich nach dem Geheul zu

orientieren. Die ganze unheimliche Nacht war irgendwie in Bewegung, geriet in Unordnung.

Bill warf einen scheuen Blick zu dem kleinen Friedhof hinüber, auf dem Carl Lyman bestattet worden war. Sofort krabbelten ihm eiskalte Finger über den Nacken.

Er drehte sich vom Friedhof schnell weg: Da! Plötzlich war ihm, als husche jemand zwischen zwei Büschen hindurch. Kein Hund.

Eine schwarze Gestalt. Aufrecht. Und nur für den Bruchteil einer Sekunde zu sehen. So kurz, dass Fleming daran zweifelte, tatsächlich jemanden erblickt zu haben. Trotzdem wollte er der Sache sofort nachgehen. Mit federnden Sprüngen eilte er auf die Büsche zu. Irgendwo knackte ein trockener Zweig. War der Wind daran schuld?

Bill hob den Feuerhaken. Der Hund heulte immer noch. Fleming presste die Kiefer fest aufeinander. Er spürte den kalten Wind nicht mehr, der sein Haar zerzauste. Mit einemmal war ihm heiß. Das Jagdfieber hatte ihn gepackt.

Mit angehaltenem Atem jagte er auf die Stelle zu, wo er die vermeintlich gesehene Person vermutete. Er war bereit, zu kämpfen, falls dies erforderlich sein sollte. Doch da war niemand, der ihn angriff. Da war überhaupt niemand. Bill entspannte sich erleichtert.

Die nächsten Atemzüge waren für ihn eine Wohltat.

Plötzlich ein Knistern halbrechts. Bill zuckte herum. Seine scharfen Augen versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Die Büsche zitterten. Raschelnd rieben sie ihre Blätter aneinander.

»Ist da jemand?« fragte Bill voller Misstrauen. Den Feuerhaken, den er zuvor hatte sinken lassen, nahm er nun sofort wieder hoch.

»Hallo! Ist da jemand?« Der kühle Wind fegte ihm unter den Mantel und machte seinen Schweiß zu einer kalten Schicht, die seinen Körper bedeckte.

Entschlossen schritt er weiter. Aber auch hier entdeckte er niemanden. Ein ähnliches Geräusch kam aus einer anderen Richtung. Bill gab es auf. Hier trieb der Wind sein spöttisches Spiel mit ihm. Und er war dumm genug, sich von ihm narren zu lassen. Ärgerlich überhörte er von nun an, was um ihn herum knisterte, flüsterte und knackte. Er konzentrierte sich nur noch auf das unheimliche Jaulen des Hundes, dessentwegen er aus dem Haus gekommen war. Die Klagelaute entfernten sich. Bill blieb einen Moment stehen. Er fragte sich, ob es ratsam war, noch weiter vom Haus fort zu gehen. Nicole war allein. Zamorra hätte es ihm niemals verziehen, wenn dem Mädchen etwas zugestoßen wäre. Und er selbst hätte es sich ebenfalls bis an sein Lebensende vorgeworfen.

War dieses Heulen einer von Lymans heimtückischen Tricks?

Wollte er Bill nur weit genug vom Haus fortlocken, um mit Nicole Duval dann allein zu sein? Jetzt schwoll das Jaulen wieder an. Bill

wurde sofort wieder wütend. Mit schnellen Schritten hastete er darauf zu.

»Na warte, du verdammtes Biest!«, fauchte er aufgeregt. »Dir werd' ich's geben. So unverschämt wie du hat meine Nachtruhe noch keiner gestört.«

Plötzlich verstummte das Klagen des Hundes. Bill stieß mit dem Fuß gegen einen kindskopfgroßen Stein. Er hob ihn sofort auf und ging noch ein Stück weiter.

Mit einemmal glaubte er, die Nähe eines Lebewesens zu spüren.

Seine Augen suchten den unebenen Boden ab. Da sah er ihn. Fleming stockte der Atem. Ein kräftiges Tier stand in feindseliger Haltung vor ihm. Räudig, struppiges, schmutziges Fell. Ein hässlicher Hund, mit vor Hass und Angriffslust zitternden Flanken. Jedoch das schlimmste an diesem erschreckenden Anblick war der Kopf des Tieres.

Es war der Kopf eines Menschen.

Es war das zerschlagene, entstellte Gesicht Carl Lymans, das Bill da aus der tintigen Nacht bleich entgegenschimmerte. Lymans Kopf auf dem Körper dieses räudigen Hundes.

Wütend und angewidert schleuderte Bill Fleming den großen Stein nach dem Tier. Der Hund ließ ein böses Knurren hören, federte zur Seite, sein Leib klatschte in die Zweige. Er war verschwunden.

***

Nicole Duval nagte nervös an der Unterlippe. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie Bill allein in die unheimliche Nacht hatte hinausgehen lassen. Ohne den Schutz des Amuletts, das Bill dort draußen bestimmt eher brauchte als sie hier drinnen. Seit fünf Minuten war er nun schon fort. Immer noch war das Heulen des Hundes zu hören, das sich auch bei Nicole bis in die Seele hineinfraß.

Plötzlich riss das Geheul ab. Hatte Bill den Hund erwischt? Hatte er ihn erschlagen? Verjagt? Im selben Moment, wo jener entsetzliche Hund draußen verschwand, vernahm Nicole im Salon mit einemmal ein wütendes Fiepen.

Mit angehaltenem Atem wirbelte sie herum. Da war die fette Ratte wieder. Lang und ekelhaft gelb waren ihre Nagezähne. Ihre Augen versprühten ein lähmendes Feuer.

Doch Nicole war im Besitz von Zamorras Amulett und deshalb vor dem Bösen gefeit. Das widerliche Tier hockte auf dem Sessel des Hexers, und zwar so herausfordernd, als wäre es der uneingeschränkte Herr dieses Hauses.

Wut wallte in Nicole Duval auf. »Du verflixtes Biest!«, zischte sie und nahm den silbernen Talisman fest in die rechte Hand. »Wie oft willst du mich mit deiner Übelkeit erregenden Anwesenheit noch reizen!« Zornig ging Nicole auf die riesige Ratte zu. Das Nagetier sträubte

angriffslustig das Fell. Nicole ließ das silberne Amulett an der Kette hin und her schwingen.

Die Ratte starrte den Talisman an stieß schreckliche Laute aus. Nicole hatte den Sessel des Hexers nun schon fast erreicht. Der Ratte fiel es nicht ein, das Mädchen anzugreifen. Das Tier beachtete Zamorras Sekretärin im Moment überhaupt nicht. Seine glühenden Augen waren entsetzt auf das hin- und herschwingende Amulett geheftet. Mit einer kurzen, ansatzlosen Drehung der Hand ließ Nicole den silbernen Talisman durch die Luft schwirren, ohne die Kette dabei jedoch loszulassen. Das Amulett beschrieb einen blitzenden Kreis und knallte dann hart auf den widerlichen Schädel des Nagetiers.

Die Ratte riss das Maul auf. Aus ihrem Rachen drang das qualvolle Schmerzgebrüll eines Mannes. Im selben Moment quoll das Tier ungeheuer schnell zu menschlicher Größe auf. Und dann zerplatzte es so lautlos wie eine Seifenblase, die gegen ein Hindernis gestoßen ist.

Bill keuchte mit entsetzter Miene in den Salon.

»Nicole!«, schrie er besorgt. Er hatte das laute Gebrüll vernommen, als er ins Haus zurückgekehrt war. »Nicole, was ist passiert?«

Zamorras Sekretärin ließ den silbernen Talisman mit einem triumphierenden Lächeln hin- und herpendeln und sagte: »Ich habe Carl Lyman einen gewaltigen Denkzettel verpasst.«

***

Der zweite Tote, der auf Lymans Konto ging, lastete schwer auf den Gemütern der Häftlinge. Sie standen in kleinen Gruppen im Hof beisammen. Ihr Thema: Lyman. Robinson. Ponte. Und Santana.

Pedro Santana war an diesem Tag nur ein Schatten von sich selbst.

Mit grauem Gesicht lehnte er an der Mauer des Zellentraktes. Er war allein und wollte allein sein. Er schickte alle weg, die zu ihm kamen, um mit ihm zu reden. Er wollte niemanden sehen. Stumm starrte er vor sich hin. Die geballten Fäuste steckten in seinen Hosentaschen. Er sann nach Rache. Er zermarterte sich das Gehirn, wie es ihm gelingen konnte, Carl Lyman ein zweites Mal zu vernichten.

Diesmal für immer. Er wusste: wenn er keine Idee hatte, war auch er verloren, denn Lyman hatte angekündigt, dass er ihn sich als nächsten holen würde.

Zamorra nahm Kontakt mit anderen Häftlingen auf. Ein weiches Milchgesicht mit Namen Frank Cool meinte: »Santanas Ära geht demnächst zu Ende.«

»Wer sagt das?« fragte Zamorra den unscheinbaren Mann, der aus Spaß am Töten drei Familienmitglieder vergiftet hatte.

Cool hob gleichmütig die Schultern. »Sieh ihn dir doch an. An dem ist nichts mehr dran. Seine Spannkraft ist seit gestern Nacht im Eimer. Die kommt nicht mehr wieder. Ein anderer starker Mann wird

aufstehen und ihm seine Position einfach wegnehmen. Und Santana wird nicht die Kraft haben, sich dagegen zu wehren. Soll ich dir ‘nen Tipp geben?«

»Für ‘nen guten Tipp bin ich immer zu haben«, meinte Zamorra.

»Kehr dich beizeiten von Santana ab. So nach und nach werden wir das alle tun.«

»Wer ist deiner Meinung nach der künftige Mann, Frank?«

Der Giftmischer lachte verschmitzt. »Würde mich nicht wundern, wenn hier drinnen demnächst Cameron Slade das große Sagen hätte.«

»Ich schreib’s mir hinter die Ohren«, sagte Zamorra und ließ Cool stehen, weil er Leif Cannon entdeckt hatte. Der Junge stand im Schatten des Gefängnisses und knetete ununterbrochen seine schlanken Finger.

»Nervös?« fragte ihn Zamorra.

Leif hob irritiert den Kopf. Als er den Professor erkannte, sagte er:

»Ach, du bist’s. Nun, was sagst du heute? Die Stimmung ist unter den Häftlingen ganz arg beschissen.«

»Das merkt sogar ein Blinder«, nickte Zamorra.

»Gestern hast du noch dämlich gelacht, als ich sagte, in diesem Knast spukt es.«

»Hör mal, man wird doch noch zweifeln dürfen.«

»Zweifelst du heute auch noch?«

Zamorra schüttelte ernst den Kopf. »Jetzt nicht mehr. Wie viele Männer haben Lyman fertiggemacht, Leif?«

Cannon räusperte sich. Er spannte den Rücken und schaute an Zamorra vorbei.

»Man sagt, dass sie zu viert waren. Genau genommen waren es nur drei…«

»Was nun? Drei oder vier?«

»Vier. Aber nur drei haben Lyman fertiggemacht.«

»Und der vierte?« fragte Zamorra. »Was hat der getan?«

»Nichts. Der war bloß dabei… sagt man. Der hat die Hand nicht gegen Lyman erhoben, verstehst du? Der hat bloß zugeschaut, wie es passiert ist! Aber das wird Lyman wohl nicht gelten lassen. Er wird sich ihn genauso holen wie die anderen.« Cannon begann zu schwitzen. Er fuhr sich nervös über die Augen und scharrte mit dem Fuß aufgeregt auf dem Boden.

»Vier Männer also«, sagte Zamorra.

Cannon nickte. »Ja. Was ich so gehört habe.«

»Vier Männer«, wiederholte sich Zamorra. »John Robinson, George Ponte, Pedro Santana… Wer ist der vierte?«

Cannon schaute den Professor erschrocken an. »Wie kommst du darauf, dass Santana die Nummer drei ist? Von mir hast du das nicht!«

»Ich reime bloß zusammen. Wer ist die Nummer vier, Leif?«

»Verdammt noch mal, ich habe keine Ahnung.«
»Du schwitzt Blut, mein Junge. Kein Häftling in diesem Knast hat mehr Angst als du.«
»Ich bin eben ein besonders ängstlicher Typ. Jeder kann kein Held sein, Zamorra.«
»Deine Furcht hat einen besonderen Grund, Leif. In mir verdichtet sich von Stunde zu Stunde mehr der Verdacht, dass der vierte Mann – jener Unschuldige, der bei dem Mord an Lyman zugesehen hat und ihn nicht verhindern konnte – du bist!«
Cannons Kopf flog hoch. Er starrte Zamorra entsetzt in die Augen.
»Was sagst du da?« keuchte er verdattert. »Ich soll dieser vierte Mann sein? Mann, du spinnst ja! Verdammt noch mal, Zamorra, hau bloß ab! Lass mich in Ruhe! Red nie wieder solchen Unsinn, sonst sind wir geschiedene Leute! Hörst du? Rede nie wieder solch einen Blödsinn!«

***

Zur Besuchszeit wurden die Häftlinge aufgerufen, für die Besuch da war. Auch Zamorra wurde aus seiner Zelle geholt. Er wurde mit den anderen Gefangenen in einen langen Raum geführt, in dem ein Tisch stand, der von Wand zu Wand reichte. Ein engmaschiges Gitter trennte die Besucher, die auf der einen Seite Platz nahmen, von den Häftlingen, die auf der anderen Seite saßen.
Zamorra setzte sich. Ihm gegenüber saß Nicole Duval – schön und begehrenswert wie immer.
»Was macht Carl Lyman?« erkundigte sich der Professor.
Seine Sekretärin erzählte ihm, was in der vergangenen Nacht im Haus des Hexers vorgefallen war.
»Ein superaktiver Typ!«, knurrte Zamorra grimmig.
»Wie geht es dir?« fragte Nicole teilnahmsvoll. »Wie ist die Verpflegung? Wie ist das Quartier…«
Zamorra lachte. »Du meinst wohl die Zelle. Sie ist klein. Es gibt ein Stockbett, einen Tisch, zwei Stühle, ein Waschbecken, die Klosettmuschel… Der Junge, mit dem ich mir die Zelle teile, heißt Leif Cannon. Einen besseren Gesprächspartner könnte ich mir nicht vorstellen.«
Nicole erfuhr von Zamorra, was Lyman in der vergangenen Nacht inszeniert hatte. Fünfzig Prozent, meinte er, habe Lyman bereits geschafft. Nicole sagte so leise, dass niemand außer Zamorra es hören konnte: »Wie kommst du voran?«
Der Professor gab ebenso leise zurück: »Ich glaube, ich kenne jetzt die Namen von Lymans Mördern.«
»Nenne sie dem Direktor und komm wieder raus aus dem Gefängnis, Chef. Diese Umgebung passt nicht zu dir.«
Zamorra schmunzelte. »Dafür genieße ich deinen Besuch um so

mehr.«

Zwei Plätze weiter weinte ein schwangeres Mädchen. Es putzte sich geräuschvoll die Nase und wehklagte, dass das bald zur Welt kommende Kind seinen Vater nicht kennen würde.

»Es ist… Es ist deprimierend hier drinnen, Chef«, sagte Nicole erregt. »Wirst du Segal einschalten?«

Zamorra schüttelte ernst den Kopf.

»Warum nicht?« fragte Nicole verblüfft. »Du kannst ihm die vier Namen nennen. Aus diesem Grund bist du ins Gefängnis gegangen, um das herauszufinden. Wie heißen die Mörder?«

»John Robinson, George Ponte, Leif Cannon und Pedro Santana.«

Nicoles Augen weiteten sich. »Cannon, der Junge, der in deiner Zelle sitzt?«

»Ja. Robinson und Ponte leben nicht mehr. Ich werde Santana meine Hilfe anbieten, obwohl er sie eigentlich nicht wert ist.«

»Cannon bietest du deine Hilfe nicht an?«

»Da wir in derselben Zelle liegen, hoffe ich, ihn vor Lyman wirksam beschützen zu können.«

»Brauchst du dein Amulett?«

»Ich denke, das brauchst du dringender als ich.«

»Hast du immer noch keine Idee, wie wir Lyman zur Strecke bringen können, Chef?«

Zamorra neigte sich vor. Nicole kam auch näher an das Gitter heran. Der Professor sagte: »Ich habe lange und gründlich über dieses Problem nachgedacht, Nicole.«

»Mit welchem Erfolg?«

»Ich glaube, eine Lösung gefunden zu haben.«

Nicoles Augen blitzten vor Freude. »Tatsächlich, Chef. Das ist ja phantastisch.«

»Freu dich lieber nicht zu früh!«

»Hat die Sache einen Haken?« fragte Nicole schnell.

»Ja.«

»Welchen?«

»Sie wurde noch nie versucht«, antwortete der Professor.

»Erzähl mir bitte mehr davon.« Nicole schaute auf ihre Armbanduhr. »Aber rasch. Die Besuchszeit ist bald zu Ende.«

»Du kennst sicher den Spruch: Man muss den Teufel mit dem Belzebuben austreiben. Wenn ein Bohrloch brennt, wird gesprengt – es wird also Feuer mit Feuer gelöscht. Von dieser Erkenntnis ausgehend kam ich zu dem Entschluss, dass Carl Lyman sich selbst vernichten muss.«

Nicole nickte aufgeregt. »Das hört sich ja nicht schlecht an, Chef, aber wie bringt man ihn dazu?«

»Seit er tot ist, besteht er aus zwei Teilen«, erklärte Professor

Zamorra. »Es gibt seinen Körper und es gibt seinen Geist. Dem Geist können wir kaum etwas anhaben, der ist uns überlegen. Es ist der Geist, der Robinson und Ponte ermordet hat. Indessen ruht Lymans Körper auf dem kleinen Friedhof hinter seinem Haus im Grab. Wir haben ihn alle drei für einen kurzen Augenblick dort unten liegen gesehen.«

Nicole nickte. Sie erinnerte sich an die schaurige Vision. »Ich komme aber immer noch nicht dahinter, wie du es anstellen willst, dass Lyman sich selbst erledigt, Chef.«

»Man muss seinen Körper aus dem Grab holen«, sagte Zamorra.

»Den toten Körper?« fragte Nicole verwirrt.

»Es besteht die Möglichkeit, ihn jederzeit zu neuem Leben zu erwecken, Nicole.«

»Durch Voodoo?«

Zamorra nickte ernst. »Genau. Wenn es uns also gelingt, Lymans Körper aus dem Grab zu holen und ihn gegen Lymans Geist zu wenden, bringt der Hexer sich logischerweise selbst um.«

»Das hört sich zwar recht einfach an, Chef, aber ich glaube, die Sache wird sich zum kompliziertesten Abenteuer entwickeln, das wir jemals zu bestehen hatten.«

»Dieses Abenteuer, wie du es nennst, wird mit Lymans Vernichtung enden.«

Nicole Duval leckte sich die kirschroten Lippen. »Dein Wort in Gottes Ohr, Chef. Wer soll die Voodoo-Riten abhalten? Ich kann es nicht. Bill auch nicht. Und du sitzt im Gefängnis.«

»Ich bleibe nur noch diese eine Nacht, dann werde ich Amos Segal bitten, mich zu entlassen.«

»Was willst du in dieser einen Nacht erreichen?«

»Santana und Cannon beschützen. Hoffentlich gelingt es mir.«

Plötzlich strahlten Zamorras Augen. Er schnippte mit dem Finger.

»He, Nicole, kannst du dich noch an Mike Darrow erinnern, den wir vor einem Jahr auf den Philippinen kennengelernt haben?«

Nicole Duval nickte eifrig. »Ja. Er war dort, um die Voodoo-Riten der Eingeborenen zu studieren.«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Das ist nicht ganz richtig, Nicole. Mike Darrow war dort, um sich in der Kunst der Voodoo-Zauberei zu vervollkommnen, sich zu perfektionieren! Er wohnt hier in New York.« Zamorra schloss die Augen. Zwei Sekunden später konnte er dem Mädchen Darrows Adresse nennen. »Sag ihm, was läuft. Er wird nicht zögern, uns zu helfen.«

»Möchtest du nicht doch dein Amulett…«

Zamorra schüttelte ernst den Kopf. »Lass es bei dir. Es soll dich und Bill vor allem Bösen bewahren.«

Die Besuchszeit ging zu Ende.

Zamorra und all die anderen Häftlinge wurden in ihre Zellen zurückgebracht. Nicole schaute dem Professor so lange nach, bis er nicht mehr zu sehen war. Ein grauer, trüber Schleier lag über ihren Augen. Sie wünschte ihm im Geist alles Glück dieser Welt für die kommende Nacht.

***

Zamorra musste trotz der ernsten Lage schmunzeln, als er wenig später Pedro Santana in der Gefängnisbibliothek aufstöberte. Der Mexikaner war über einen dicken Wälzer gebeugt und in die Lektüre eines Hexenbuches vertieft.

Der Professor setzte sich zu ihm, obgleich er wusste, dass Santana das nicht recht war.

Der Mexikaner hob auch sofort ärgerlich den Kopf. Er schaute Zamorra feindselig an.

Der Professor lächelte. Er wies auf das Buch und sagte: »Carl Lyman hat ein jahrelanges Studium betrieben. Du kannst seinen geistigen Vorsprung nicht in ein paar Stunden aufholen, Santana.«

Der Mexikaner kniff die Augen zusammen. Seine Miene signalisierte drohende Gefahr. »Was willst du?« fauchte er gereizt.

»Ich möchte mit dir reden.«

»Keine Zeit. Lass mich in Ruhe! Verschwinde! Los, hau ab!«

»Der Tod von Ponte geht dir an die Nieren, was?«

»Wundert dich das?« knurrte Santana. »Er ist mit meinem Messer in meiner Zelle und in meiner Gegenwart umgebracht worden. Alle denken, ich hätte es getan, aber ich wollte George nichts zuleide tun. Er war meine rechte Hand. Ich konnte mich auf keinen so sehr verlassen wie auf ihn. Kannst du mir einen vernünftigen Grund nennen, weshalb ich ihm mein Messer in die Brust stecken hätte sollen? Teufel, sie werden mir seinetwegen den Prozess machen. Sie werden mir noch einmal lebenslänglich aufbrummen…«

»Das macht dir doch nichts aus«, sagte Zamorra. »Du rechnest doch damit, nie mehr aus dem Knast zu kommen.«

»Irgendwie hofft man doch immer. Aber nun ist die letzte Chance vermasselt.«

Zamorra sagte fest: »Dich bedrückt etwas anderes, Santana.«

»Was denn? Nun komm schon. Sag's mir. Was bedrückt mich, du Klugscheißer!«

»Du weißt, dass du als nächster auf Lymans Liste stehst!«, sagte Zamorra knochentrocken.

Santana wurde leichenblass. »Woher weißt du das, Zamorra?«

»Deshalb versuchst du, dieses Buch in dich hineinzufressen. Glaub mir. Das ist sinnlos. Er hat es dir also angekündigt, dass du die Nummer drei bist!«

Santana krächzte plötzlich wütend: »Verdammt, Zamorra, was nimmst du dir heraus?«

Der Professor ging auf Santanas Wutanfall nicht ein. »Vier Männer haben Carl Lyman…«

»Hast du das von Leif Cannon?« blaffte Santana erzürnt.

»Vier Männer, Santana!«, sagte Zamorra unbeirrbar. »Zwei sind bereits tot. Und du bist die Nummer drei!«

Santana schüttelte heftig den Kopf.

»Ich habe damit nichts zu tun, Zamorra! Verdammt, du bist verrückt, wenn du denkst, ich hätte Lyman…«

»Okay, dann sag mir, wer es war, Santana!«

»Nicht ich! Ich nicht!«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage, Santana. Wer war es? Wer hat Lyman erschlagen?«

»Zum Henker, ich weiß es nicht!«

Zamorra grinste kalt. »Aber nicht doch, Santana. Das nehme ich dir nicht ab. Du hast doch von allem Kenntnis, was in diesem Gefängnis vorgeht! Es geschieht doch alles mit deinem Einverständnis!«

Der Mexikaner durchbohrte Zamorra mit seinen hassglühenden Blicken.

»Mensch, Zamorra, wenn du jetzt nicht sofort ‘ne Fliege machst, hetze ich dir ein paar Muskelmänner auf den Hals, die dir den Kragen umdrehen!«

»Ich möchte dir helfen, Santana!«, sagte Zamorra grimmig.

»Du?« höhnte Pedro Santana mit einem abstoßenden Grinsen.

»Glaub mir, du hast meine Hilfe dringend nötig!«

Der Mexikaner ließ ein sprödes, überhebliches Lachen hören.

»Wohl nicht alle Teller in der Kiste, wie? Seit wann braucht Pedro Santana denn von einem Zamorra Hilfe? Zieh endlich Leine. Du ödest mich an!«

»Überleg dir gut, was du sagst!«, warnte der Professor den Mexikaner.

Doch Santana ballte die Faust und fauchte mit gefletschten Zähnen: »Verdufte, Zamorra, ehe mein Geduldsfaden reißt!«

***

Seit zwanzig Jahren beschäftigte sich Mike Darrow mit dem Voodoo-Kult. In allen Teilen der Welt hatte er unheimliche Riten studiert und sich allmählich selbst die Kunst der Voodoo-Zauberei angeeignet. Doch eines unterschied ihn von all den Scharlatanen, die Voodoo für ihre gemeinen Zwecke ausnützten: Darrow hatte Ehrfurcht vor dieser geheimnisvollen Kunst. Er wandte sie niemals gegen die Menschheit an, war ein gottesfürchtiger Mensch und seinem Herrn dankbar für die erwiesene Gnade, die es ihm erlaubt hatte, tief in die Geheimnisse der

Zombie-Beschwörung hinabzudringen.

Das harte Studium, die physischen und psychischen Belastungen der Beschwörungen, furchtbare Abenteuer mit mordenden Zombies hatten aus dem nunmehr Fünfundfünfzigjährigen einen alten Mann werden lassen. Er hatte schon lange nicht mehr die Spannkraft früherer Jahre. Es fehlte ihm an Schwung und an vitalem Elan. Zu Schreckliches hatte er geschaut. Zu tiefe Abgründe hatten sich vor ihm aufgetan.

Heute trug er einen Schrittmacher in seiner Brust. Seine Hände zitterten, und sein Herz sträubte sich bei kaum merklichen Wetterumschwüngen hartnäckig, weiter seinen Dienst zu versehen.

Ziemlich fertig lag der sympathische, weißhaarige Mann auf dem Sofa im Wohnzimmer seines großen Hauses. Er wischte sich den Hemdsärmel mit einer langsamen Bewegung nach unten, die Lethargie und Selbstaufgabe erkennen ließ. Der Hausarzt war bei ihm.

Er hatte wieder mal Schwierigkeiten mit seinem Herz gehabt. Dr. Morris war gerade noch rechtzeitig gekommen, um das Schlimmste zu verhindern.

Während der Arzt die Spritze in seine Tasche zurücklegte, fragte Darrow mit fester Stimme: »Wie viele Jahre geben Sie mir noch, Doc?«

Morris zog die schwarzen, buschigen Brauen zusammen. »Warum fragen Sie mich das, Mike?«

»Wen sollte ich so etwas sonst fragen, wenn nicht meinen Arzt?«

»Haben Sie einen Grund, diese Frage zu stellen?«

Darrow nickte. »Vorhin, als ich Sie anrief, da dachte ich, nun würde es schiefgehen. Ich hatte das Gefühl, Sie würden nicht rechtzeitig hier sein.«

Der Arzt klappte seine Tasche zu und schaute Darrow ernst an.

»Mike«, begann er. »Seit wie vielen Jahren kennen wir einander nun schon?«

»Fünfzehn oder sechzehn«, sagte Darrow.

»In all den Jahren habe ich Sie immer nur mit Hochdruck arbeiten gesehen. Ich habe Sie beizeiten gewarnt. Sagen Sie ja nicht, das hätte ich nicht getan. Ich habe Ihnen gesagt, dass kein Körper so lange auf dem Prüfstand laufen kann. Ich sagte Ihnen, dass sich das eines Tages rächen würde. Sie hatten jedoch immer nur ein mitleidiges Lä- cheln für mich, ein freundschaftliches Schulterklopfen und ein herzliches ›Dankeschön, bis zum nächstenmal‹.«

Darrow lächelte. Der grausame Teufel in seiner Brust hatte sich beruhigt. Es ging ihm wieder etwas besser.

»Was soll die lange Predigt, Doc? Ich bin ja noch nicht gestorben.«

»Mike, ich muss Sie warnen. Und zwar mit Nachdruck warnen. Ich weiß, dass Sie ein Mann sind, der die Wahrheit vertragen kann. Nun denn. Die Wahrheit ist, dass Sie ihren Körper auf unverantwortliche Weise ausgelaugt haben. Sie sind am Ende, Mike. Wenn Sie nicht noch

in derselben Minute anfangen, kürzerzutreten, brauchen Sie mich nicht zu fragen, wieviele Jahre noch, sondern nur noch: wieviele Wochen.«

Darrow lachte gepresst. »Sie übertreiben mal wieder maßlos, Doc.«

»Es ist mein vollster Ernst, Mike!«

»Sie wollen mich schrecken, damit ich brav tue, was Sie anordnen. Man kennt das doch.«

Dr. Morris seufzte und drehte die Augen zur holzgetäfelten Decke.

»Mein Gott, wann werden Sie mal vernünftigen Worten zugänglich sein, Mike. Ich sage es noch einmal, obgleich ich weiß, dass Sie Dickschädel sich nicht daran halten werden: Keine Aufregungen mehr. Keine Anstrengungen in den nächsten Wochen und Monaten. Am besten spannen Sie für eine Weile aus. Lassen Sie die Arbeit Arbeit sein. Sie haben genug Geld, um eine Weltreise unternehmen zu können. Besteigen Sie einen Dampfer und lassen Sie New York und alle Ihre Probleme hinter sich. Machen Sie sich frei. Gehen Sie auf einer einsamen Insel abseits vom Massentourismus an Land. Legen Sie sich in die Sonne und lassen Sie mal unseren Herrgott bloß einen guten Mann sein. Sie werden sehen, das gibt neue Spannkraft. Das bringt Sie über den Berg. Sie werden nach einem oder zwei Monaten wie neugeboren zurückkehren.«

Darrow schmunzelte und schielte den Arzt verschmitzt an. »Aber, aber, Doc. Was muten Sie mir denn zu? Eine Weltreise? Ist die denn in meinem Zustand nicht zu strapaziös?«

Morris schüttelte mürrisch den Kopf. »Ich geb's auf mit Ihnen, Mike. Sie sind ein unverbesserlicher Dummkopf. Alles, was ich sagte, war in den Wind gesprochen.«

Darrow lächelte freundlich. »Ich danke Ihnen trotzdem, dass Sie sich solch große Mühe mit mir machen. An Ihrer Stelle würde ich noch nicht aufgeben. Wer weiß. Vielleicht fruchten Ihre Worte eines Tages doch noch.«

Morris nahm die Arzttasche an sich. »Das glauben Sie doch selbst nicht!«, sagte er ruppig.

»Wir sollten beide die Hoffnung nicht aufgeben, lieber Doktor«, sagte Darrow mit einem dankbaren Blick. »Ich wollte, ich könnte über meinen Schatten springen. Aber wer kann das schon.« Er wollte aufstehen. Dr. Morris legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

»Bemühen Sie sich nicht, Mike. Ich finde den Weg schon allein. Schließlich gehe ich ihn schon seit fünfzehn Jahren.«

Darrow nickte. »Und Sie werden ihn noch sehr, sehr oft gehen, das verspreche ich Ihnen.«

Morris schaute Darrow mit einem Blick an, der besagte: Sei du mal nicht so sicher, alter Knabe, du gefällst mir heute gar nicht. Die kleinste Aufregung kann dich für immer aus den Schuhen schmeißen,

und kein Doktor dieser Welt bringt dich dann noch mal hin.

Dr. Morris wandte sich an der Saloontür noch einmal um. Warnend hob er den Zeigefinger.

»Und keinen Alkohol.«

Darrow lachte. »Ich weiß. Wie in der guten alten Prohibitions-Zeit.«

Er hörte Morris draußen die Tür schließen. Gleich darauf klappte ein Wagenschlag. Das Brummen eines Motors klang auf. Dann entfernte sich das Motorengeräusch langsam. Stille hielt Einzug. Darrow schloss die Augen. Er horchte in sich hinein. Konnte er dem Frieden, der nun in seiner Brust wieder herrschte, trauen? Oder war es tatsächlich so schlimm mit ihm, wie der Doc sagte? Darrow hielt sich für einen schlechten Schauspieler. Er hatte vorhin gelacht, hatte sich optimistisch gegeben, aber er hatte damit lediglich sich selbst getäuscht. Morris konnte man so nicht hinters Licht führen. Nicht mehr nach fünfzehn Jahren. Darrow fühlte sich in der Tat ausgelaugt, mit den Kräften am Ende. Dabei hätte er noch so viel zu tun gehabt. Er arbeitete an einer wissenschaftlichen Abhandlung über Voodoo. Tausend Seiten umfasste das Werk bereits, und er hatte noch so viel zu sagen, dass weitere Tausend Seiten zu füllen waren.

Es sollte das größte Werk über Voodoo werden, das es auf der Welt gab. Zur Hilfe für andere. Zur Warnung an die allzu sorglose Menschheit. Zum Verständnis für die, die Voodoo als Scharlatanerie abtaten, die dieser geheimnisvollen Kunst jegliches Recht absprachen, zu existieren.

Neuerliches Motorengeräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Er dachte, Dr. Morris käme zurück, weil er irgend etwas vergessen hatte. Und er nickte – wohl für sich selbst – und brummte in seinen imaginären Bart: »Okay, okay, Sie hartnäckiger Pillen-Andreher. Ich werde heute und morgen kürzertreten. Mehr Konzessionen kann ich Ihnen aber beim besten Willen nicht machen!«

Es schellte. Darrow erhob sich. Ein leichtes Schwindelgefühl bemächtigte sich seiner. Er fuhr sich über die Augen, als wollte er etwas fortwischen. Übelkeit würgte ihn. Er schluckte sie mühsam hinunter, griff nach seinem Jackett, zog es an und verließ dann das mondän möblierte Wohnzimmer.

Schon durch die Glastür sah er, dass nicht Dr. Morris draußen stand. Es war ein Mädchen. Darrow öffnete. Seine Augen wurden groß und drückten unbeschreibliche Überraschung und grenzenlose Freude aus. Das Mädchen war Anfang zwanzig, sah aus wie ein elegant gekleidetes Mannequin aus irgendeinem Top-Modejournal, hatte eine künstlerisch anmutende Frisur und ein Lächeln, das sofort unter die Haut ging.

»Miss Duval!«, rief Darrow erfreut aus. »Miss Nicole Duval!«

»Hallo, Mr. Darrow.«

»Nein, ist das eine liebe Überraschung. Kommen Sie herein. Ich… ich

bin ganz überwältigt. Ich muss Ihnen ein Kompliment machen: Sie werden von Jahr zu Jahr schöner.«

Darrow führte Zamorras Sekretärin in den Salon. Der Herzanfall und seine Nachwirkungen waren wie weggeblasen. Darrow dachte nicht mehr daran. Er bat Nicole, Platz zu nehmen. Er bot ihr einen Drink an, sprudelte vor Freude über und stellte unzählige Fragen.

Unter anderem: »Was machen Sie in New York? Wie geht es Professor Zamorra? Wo ist er? Ist er etwa auch in New York? Wieso kam er nicht mit Ihnen?« So und ähnlich ging es ratschend weiter.

Nachdem sich Darrow mit all den Fragen, die er in den Raum gehängt hatte, Luft gemacht hatte, war Nicole Duval an der Reihe, zu erzählen. Darrow mixte ihr einen Martini. Nicole zerbiss die dunkle Olive und ließ den Martini schluckweise über ihre Zunge fließen. Es war eine Liebkosung für den Gaumen. Darrow hatte sie unter anderem gebeten, zu erzählen, was sie und der Professor in den vergangenen zwölf Monaten angestellt hatten. Nicole berichtete ein paar haarsträubende Geschichten, ehe sie in die Gegenwart einschwenkte und dem sympathischen Mann mit gewissenhafter Ausführlichkeit davon erzählte, in welche unheimliche Geschichte Professor Zamorra diesmal geraten war. Sie begann mit dem Mord an Carl Lyman, erzählte von dessen Haus, in dem es spukte, berichtete von den geisterhaften Morden im Gefängnis, von Zamorras Engagement in der Haftanstalt und von Zamorras kühnem Plan, der darin gipfelte, dass Lymans Körper gewissermaßen umgepolt werden und gegen Lymans Geist in den Kampf geschickt werden sollte.

Gespannt hörte Mike Darrow den Ausführungen des attraktiven Mädchens zu.

Als Nicole geendet hatte, sagte er erstmal: »Ich fühle mich sehr geehrt, dass Professor Zamorra sich in diesem Zusammenhang sofort an mich erinnerte. Das zeichnet mich aus, Miss Duval. Damit gibt er mir zu verstehen, wie viel er von meinen Voodoo-Kenntnissen hält. Ich bin selbstverständlich bereit, dem Professor jegliche Hilfe angedeihen zu lassen. Ihr Chef ist ein bewundernswerter, ein einmaliger Mann, Miss Nicole. Ich packe nur schnell ein paar Dinge ein und komme dann gleich mit Ihnen.«

Nicole brauchte nicht lange zu warten. Als sie mit dem Martini fertig war, stand Mike Darrow lächelnd in der Tür. Vor seinen Füßen stand eine helle Reisetasche aus Schweinsleder. Darin befand sich alles das, was für eine Voodoo-Zeremonie vonnöten war.

»Können wir fahren?« erkundigte sich Nicole.

Darrow nickte. »Ja. Das können wir.«

***

Der Himmel verfinsterte sich. Es schien so, als würde das Grauen

einen Vorhang zuziehen. Der Abend kam schneller als an anderen Tagen. Die Häftlinge verließen ihre Arbeitsstätten. Pedro Santana trottete grübelnd aus der Wäscherei. Der Dampf quoll aus seinen Poren. Er hatte den Geruch von Waschpulver in der Nase. Es kotzte ihn an. Er beschloss, nächstens anderswo zu arbeiten. In der Wäscherei fühlte er sich nun nicht mehr wohl. Er musste immerzu an Lyman denken. Er machte sich Vorwürfe, weil er sich dazu hinreißen ließ, den Hexer zu töten, anstatt sich mit ihm zu arrangieren.

Das war ein großer Fehler gewesen. Verdammt noch mal, warum war er bloß immer so schrecklich jähzornig. Wenn er sich mit Lyman zusammengetan hätte, wäre das ein unschlagbares Gespann geworden. Ein Gespann, wie es die Welt noch nicht erlebt hatte.

Aber verflucht, er war zu schnell mit seinen Fäusten dagewesen.

Und nun? Angst im Unterbewusstsein. Natürlich verdrängte sie sein Bewusstsein, aber sie war trotzdem in ihm. Teufel, er hatte Angst vor Lyman, wenngleich er sie sich selbst nicht eingestehen wollte.

Was würde aus ihm werden? Lyman hatte ihm gezeigt, dass er ihm in jeder Beziehung überlegen war. Lange hatte er das nicht akzeptieren wollen, doch nun war es zur bitteren Gewissheit geworden. Gegen einen körperlosen Geist war Santana machtlos.

Und wieder stand eine Nacht vor der Tür.

Wie würden sie enden?

Santana dachte kurz an Zamorra. Dieser Idiot hatte ihm seine Hilfe angeboten. Santana musste innerlich lachen. Hilfe! Zamorra! Wie wollte der denn helfen? Der war dem Spuk gegenüber doch ebenso machtlos wie er, Santana.

»He, Pedro«, sagte jemand neben dem Mexikaner. Santanas Augen flatterten kurz. Er riss sich aus seinen Gedanken, hob den Blick und schaute in ein grinsendes Gesicht. »Kreierst du eine neue Mode?« fragte der Häftling.

»Was willst du? Was soll der Quatsch, Bumper?« blaffte Santana ungehalten.

Der grinsende Häftling wies auf Santanas Hände. »Trägt man neuerdings auch in der Zelle Gummihandschuhe?«

Santana kniff die Augen wütend zusammen. Verdammt, so hätte vor ein paar Tagen noch keiner mit ihm geredet. Der Mexikaner sah seine Macht schwinden. Er wollte sich auf Bumper stürzen, ihn zusammendreschen, um ihm zu zeigen, wer er war und dass man mit ihm so nicht reden durfte. Dann aber entspannte er sich schnell wieder.

Heb dir deine Kräfte für Lyman auf! dachte er. Du darfst dich jetzt nicht verzetteln. Wenn dir das Ruder auch vorübergehend entgleiten sollte, du darfst dich nicht darum scheren. Erst muss die Sache mit Lyman bereinigt werden. Wenn du den geschafft hast, kannst du dich

wieder in deinen Sattel schwingen und alle jene bestrafen, die jetzt die große Lippe riskieren. Er merkte sich Bumper als ersten für diesen Tag vor. Dann machte er auf den Hacken kehrt und marschierte in die Wäscherei zurück, um die Gummihandschuhe an ihren Platz zu bringen. Er ging mit schnellen Schritten an den hohen Kesseln vorbei, die so groß waren, dass ein Mann darin bequem Platz hatte. In einigen von ihnen kochte das Wasser.

Santana riss die Gummihandschuhe von den Fingern und legte sie auf einen grauen Steinsockel.

Plötzlich ein Knall. So laut wie ein Kanonenschuss. Entsetzt kreiselte Santana herum. Er hatte die Tür offengelassen. Sie war zugefallen. Oder nein. Nicht zugefallen war sie. Zugeschmettert war sie worden. Mit großer Kraft. Santana wusste, von wem, ehe er ihn erblickte.

Carl Lyman löste sich aus dem ungewissen Licht. Die Konturen seiner roten Kutte verschwammen mit dem Halbdunkel, das die Ecke beherrschte, aus der Lyman nun mit einem schnellen Schritt trat. Erschreckend glühten die Augen im Schatten der großen Kapuze. Santana schaute sich suchend um. Sein verstörter Blick irrlichterte durch den dunklen Raum.

Mit schallender, markerschütternder Stimme rief der Hexer: »Hier habt ihr mich umgebracht, Pedro Santana! Hier sollst nun du sterben!«

Santana verlor die Beherrschung. Er rannte keuchend durch den Raum. Es gab eine zweite Tür. Atemlos erreichte er sie. Seine Hand flog auf die Klinke. Abgeschlossen. Verzweifelt rüttelte er daran. Lyman kam langsam nach. Er hatte es nicht eilig. Er wusste, dass Santana verloren war.

Ein böses, gehässiges Lachen schallte durch die Gefängniswäscherei.

»Hier kommst du nicht mehr lebend raus, Santana!«

»Das wollen wir doch erst mal sehen!«, brüllte der Mexikaner verstört. Er riss einen Wäschekorb hoch und schleuderte ihn dem Spuk entgegen. Der Korb sauste in den Hexer hinein und durch ihn hindurch. Lyman kam näher. Die glühende Mordlust in seinen Augen machte Santana halb wahnsinnig.

Er steppte zur Seite, als Lyman ihn packen wollte. Dann rannte er zur anderen Tür. Sie war vorhin offen gewesen. Doch nun war sie abgesperrt. Aber nicht nur das. Lyman hatte sie mit einem unüberwindbaren Bann belegt. Kein Schlüssel vermochte sie in diesem Augenblick zu öffnen.

Santana begann verzweifelt um Hilfe zu brüllen. Er trommelte mit seinen Fäusten so wild an die Tür, dass seine Knöchel davon blutig wurden. Draußen kamen Aufseher und Häftlinge gerannt. Santana hörte sie aufgeregt rufen.

»Wer ist da drin? Wer hat hier abgeschlossen? Wo ist der Schlüssel?«

»Helft mir!«, schrie Santana in größter Todesangst. »Hilfe! So helft

mir doch!«
»Wer ist da drin?«
»Ich bin es! Ich! Santana!«
»Was ist los, Santana? Wieso schreien Sie so?«
»Er will mich umbringen!«
»Wer?«
»Lyman!«
»Ist er auch in der Wäscherei?«
»Ja. O Gott, helft mir. Macht schnell. Er kommt auf mich zu!«
»Ich habe schon jemand um den Schlüssel geschickt!«
»Er kommt zu spät. Wartet nicht auf den Schlüssel. Brecht die Tür auf!«
»Das dürfen wir nicht.«
»Verdammt noch mal, ich befehle euch, die Tür aufzubrechen!«, brüllte Santana leichenblass.
»Nun wollen wir doch eines mal klarstellen, Santana: Sie haben hier überhaupt nichts zu befehlen!«
»Ich flehe euch an! Helft mir! Er bringt mich um. Brecht die Tür auf. Ich brauche eure Hilfe. Ich brauche sie schnell!«
Ein abgrundtief höhnisches Lachen drehte Santana herum. Lyman stand zwei Meter vor ihm.
»Dir kann jetzt keiner mehr helfen, Pedro Santana!«
Der Mexikaner entdeckte einen Holzknüppel. Damit wurde in den Kesseln umgerührt. Der Knüppel war armdick, etwas mehr als einen Meter lang und lag gut in der Hand. Santana schnappte sich das Holz. Als Lyman sich ihm näherte, versuchte er dem Hexer die glühenden Augen auszustechen. Aber auch damit hatte er keinen Erfolg. Lyman war Luft. Eine Fata Morgana. Ein Trugbild. Etwas, das es nicht gab. Und doch war es vorhanden. Mit grellen Wahnsinnsschreien stürzte sich Santana auf den dämonischen Hexer. Er hieb so lange durch die unheimliche Schauergestalt hindurch, bis ihn seine Kräfte verließen. Schweißüberströmt ließ er den Knüppel sinken. Sein Herz hämmerte wie verrückt in seiner Brust. Seine Kehle war ausgetrocknet, der Kehlkopf schmerzte ihn. Er begriff, dass er verloren hatte. Lyman nahm ihm den Knüppel weg. Er ließ es geschehen, weil er nicht mehr die Kraft hatte, sich zu widersetzen.
Drohend stand der Kuttenmann vor ihm. Er hob den Knüppel. Santana fiel vor dem Unheimlichen auf die Knie. Er faltete die Hände und wimmerte: »Lass mir mein Leben, Lyman. Gnade! Ich sehe ein, dass es ein Fehler war, dich zu töten. Ich hatte keine Ahnung, wie mächtig du bist!«
Mitleidlos knurrte der Hexer: »Deine Einsicht kommt zu spät, Pedro Santana!«
Der Mexikaner senkte das Haupt.

Lyman ließ den Knüppel auf ihn herabsausen. Santana kippte ächzend zur Seite. Lyman riss den Ohnmächtigen hoch, schleppte ihn zu einem der Kessel und warf ihn dort ins kochende Wasser.

»Santana!«, schrie der Aufseher an der Tür. »Santana!« Nun brachen sie die Tür doch auf.

Jedoch Santana war nicht mehr zu retten. Sein Körper schwamm im brodelnden Wasser. Er bot einen schaurigen Anblick…

***

Als Leif Cannon vom Tod Santanas hörte, verlor er die Nerven. Er wollte die Wände hochgehen. Er weinte, zitterte, heulte und tobte.

Er warf sich auf sein Bett, vergrub schluchzend das Gesicht im Kissen und schrie immer wieder: »Ich wollte, ich wäre tot. Ich wollte, ich wäre tot!«

Zamorra setzte sich zu ihm. Er legte dem bibbernden Jungen die Hand auf die Schulter.

»So beruhige dich doch, Leif!«

Cannon warf sich herum. Tränen glänzten auf seinen roten Wangen. Die Lippen bebten. Sein ganzer Körper war nur noch ein zuckendes Nervenbündel.

»Wie soll ich mich denn beruhigen?«, stieß er stammelnd hervor.

»Santana ist tot!«

»Du warst nicht mit ihm verwandt.«

»Verstehst du denn nicht? Du hattest recht mit deiner Vermutung, Zamorra. Ich habe dich belogen. Es war so, wie du sagtest: John Robinson, George Ponte, Pedro Santana und ich sind die Männer, die Carl Lyman umgebracht haben.«

»Du hast bloß zugesehen«, sagte Zamorra.

Cannon nickte hastig. »Ich habe ihn nicht angerührt Zamorra. Jetzt ist keine Zeit mehr für Lügen. Es ist die absolute Wahrheit. Ich habe ihn nicht angefasst. Ich wollte den Mord sogar verhindern, aber das war mir nicht möglich. Du kennst doch Santana… Kurz nach Lymans Tod erschien er mir im Traum. Er prophezeite mir, dass er uns alle vier töten werde. Er nannte die Reihenfolge: Zuerst Robinson, dann Ponte, dann Santana und zuletzt würde er mich töten. Ich versuchte mich zu verteidigen. Ich sagte, ich hätte ihm doch nichts getan. Aber dieser gottverfluchte Teufel ist der Meinung: mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen! Ich bin erledigt, Zamorra. Er wird heute oder morgen Nacht kommen und mich fertig machen. Nun geht es mir an den Kragen. Und niemand kann mir helfen. Ich bin verloren. Ist das nicht schrecklich? Ich bin jetzt schon tot, ein atmender Toter bin ich. Ein lebender Leichnam.« Verzweifelt schlug Cannon die zitternden Hände vors Gesicht. »Mein Gott, was mache ich nur? Wie kann ich mich gegen Lyman schützen? Kann man sich gegen diesen

gnadenlosen Teufel überhaupt schützen?«
»Wir müssen es wenigstens versuchen«, sagte Zamorra mit dunkler Stimme.
»Und wie? Ich mache alles. Ich tu' die verrücktesten Dinge, wenn ich nur am Leben bleiben darf. Himmel, Zamorra, in zwei Jahren könnte ich dieses Gefängnis verlassen. Ich könnte ein neues Leben anfangen. Ich bin kein schlechter Mensch. Ich habe dir meine Geschichte erzählt. So etwas kann jedem passieren. Ich habe meinen Freund nicht absichtlich erschlagen. Es war ein bedauerlicher Unfall. Ich würde so etwas nie mehr wieder tun. Lieber würde ich mich selbst erschlagen lassen, als noch einmal die Hand gegen einen Freund zu erheben. Aber wie soll ich mich bewähren, wenn ich dieses Gefängnis nicht lebend verlassen darf? Ich habe Lyman nichts zuleide getan. Kann man denn von einer Schuld sprechen, wenn es doch nur meine leibliche und meine seelische Schwäche waren, die es mir nicht möglich machten, diesen Mord, mit dem ich nicht einverstanden war, zu verhindern? Bin ich deshalb schuldig? Bin ich ein Mörder, ohne gemordet zu haben?«
»Du hast doch einen Filzschreiber«, sagte Zamorra.
»Ja.«
»Gib ihn mir.«
Cannon schaute den Professor verwirrt an. »Wozu brauchst du ihn?«
»Das wirst du gleich sehen. Gib ihn schon her.« Zamorra streckte verlangend die Hand aus. Cannon kramte den schwarzen Filzschreiber aus der Hosentasche und legte ihn in Zamorras Hand.
»Was hast du vor?« fragte er heiser.
Zamorra antwortete nicht. Er kritzelte in die vier Zellenecken seltsame Zeichen und Symbole an die Wand.
»Was machst du da? Was bedeuten diese Zeichen, Zamorra?«
»Das sind sogenannte Dämonenbanner«, erwiderte der Professor.
Nun zog er auf dem Boden, vor der Gittertür, an der Decke und an den Wänden Linien, die die einzelnen Dämonenbanner miteinander verbanden. Cannon schaute dem Professor fassungslos zu.
»Was versprichst du dir davon?«
»Es wird Lyman unmöglich sein, diese Zelle zu betreten!«, behauptete Zamorra.
»Ist das wahr?« fragte Cannon, sofort wieder hoffend.
»Keine böse Kraft kann diese Dämonenbanner überwinden.«
»Woher weißt du das? Woher kennst du diese Zeichen? Wer bist du, Zamorra?«
»Hör zu, Leif. Du rührst dich ab jetzt für längere Zeit nicht mehr aus dieser Zelle. Und zwar so lange, bis man dir sagt, dass Carl Lyman vernichtet wurde. Man wird dich von der Arbeit befreien. Man wird dir das Essen in die Zelle bringen. Du tust keinen Schritt aus diesem Käfig. Versprichst du mir das, Leif?«

Cannon nickte hastig. »Ja, Zamorra. Ja. Ich verspreche dir alles. Ich sagte doch, ich tu' die verrücktesten Dinge…«

»Ich bin mit dem Gefängnisdirektor bekannt…«

Cannon schaute den Professor verdattert an. »Wie war das? Du bist kein Totschläger?«

Zamorra schenkte dem verblüfften Jungen nun reinen Wein ein. Er klärte ihn über seine Person auf und sagte ihm, aus welchem Grund er sich hatte einsperren lassen. Cannon gewann mehr und mehr Vertrauen zu Zamorra. Er lachte nervös.

»Vielleicht ist noch nicht alles verloren. Mensch, ich bin ein Glückskind. Wer hätte gedacht, dass mich ein Parapsychologe vor dem sicheren Tod bewahrt.« Cannon stockte. Er schluckte hastig und fragte dann: »Denkst du, du schaffst Carl Lyman?«

Darauf antwortete Professor Zamorra mit granitharter Miene: »Ich bin schon mit ganz anderen Höllen-Günstlingen fertig geworden. Auch Carl Lyman wird letztlich unterliegen!«

***

Nun wollte Professor Zamorra keine weitere Nacht mehr abwarten.

Er verlangte, dem Gefängnisdirektor vorgeführt zu werden. Segal paffte an seiner Meerschaumpfeife. Der breitschultrige, gedrungene Mann empfing den Parapsychologen mit grauen, schlaffen Zügen.

»Tut mir leid, dass ich Santana nicht retten konnte, Mr. Segal«, sagte Zamorra.

Amos Segal fragte heiser: »Sagen Sie mir, Zamorra, wird es auch noch einen vierten Mord geben?«

»Die Mordserie hat ein Ende«, erwiderte Zamorra zuversichtlich.

»Der vierte Mann heißt Leif Cannon. Er wird am Leben bleiben, wenn getan wird, was ich Ihnen jetzt sage…« Zamorra sprach von den Dämonenbannern, die er in Cannons Zelle an die Wand gemalt hatte. Er sagte mit Nachdruck, dass Cannon reelle Chancen habe, mit dem Leben davonzukommen, wenn er sich bis auf weiteres nicht aus der Zelle wagte. Segal verfügte per Telefon sogleich, was Professor Zamorra ihm auftrug. Der Parapsychologe äußerte anschließend den Wunsch, kurz seine Freunde in Lymans Haus anrufen zu dürfen. Segal hatte nichts dagegen. Als der Professor den Hörer auflegte, sagte er: »Meine Mission ist damit hier zu Ende, Mr. Segal. Nun werde ich dringend in Lymans Haus gebraucht.«

Segal nickte. »Ich lasse Ihnen sofort Ihre Sachen aushändigen. Und einer unserer Wagen wird Sie zu Lymans Haus fahren.«

»Mehr kann ich wirklich nicht verlangen«, sagte Zamorra. Segal nahm die Meerschaumpfeife aus dem Mund. Er erhob sich, schaute dem großen schlanken Zamorra bittend in die Augen und sagte mit belegter Stimme: »Bringen Sie diesen Teufel endlich zur Strecke. Er

hat genug Unheil angerichtet.«
»Das ist auch meine Meinung. Halten Sie mir die Daumen, dass mein Vorhaben klappt.«
»Ich werde sie drücken, bis sie blau sind«, versprach Amos Segal.
Ein kurzer Händedruck.
Dann ging Zamorra.
Zwanzig Minuten später traf er vor dem Haus des Hexers ein. Nicole, Bill und Mike Darrow begrüßten ihn. Vor allem Darrow war außer sich vor Freude über das unverhoffte Wiedersehen. Die beiden Männer hätten einander so viel zu erzählen gehabt, doch dafür war jetzt keine Zeit. Sie verschoben es auf später. Zamorra schaute Bill Fleming an und fragte: »Ist Lyman im Haus?«
»Vorhin war er noch da.«
»Sieh mal nach«, bat Zamorra den Freund. Bill ging nach nebenan.
Nicole benützte die Gelegenheit, um den Professor von Darrow wegzuziehen und ihm ins Ohr zu raunen: »Mike geht es nicht besonders gut, Chef. Er erzählte mir vorhin, dass ihm in letzter Zeit sein Herz immer öfter einen Streich spielt. Erst heute wieder hatte er einen Anfall, der ihn beinahe dahingerafft hätte. Der Arzt hat ihn mit einer Spritze wieder auf die Beine gestellt…«
»Mir fiel auf, dass er schlecht aussieht.«
»Trotzdem hat er sofort seine Sachen gepackt, als er hörte, dass du seine Hilfe brauchst.«
»Er ist ein netter, hilfsbereiter Kerl.«
»Ich frage mich, ob die Voodoo-Zeremonie nicht zuviel für ihn sein wird.«
»Da ist was dran«, nickte Zamorra.
Darrow erhob sich und kam lachend auf die beiden zu. »He, ihr zwei Turteltauben. Wisst ihr denn nicht, dass es sich nicht gehört, in Anwesenheit anderer zu flüstern? Ich habe meine Ohren wie ein Luchs gespitzt, aber trotzdem kein einziges Wort verstanden.«
»Sie können getrost hören, was Nicole mir erzählte«, erwiderte Zamorra. »Sie erzählte mir von Ihrem angegriffenen Gesundheitszustand.«
»Sie konnte nicht den Mund halten. Verflixt, sie ist eben in jeder Hinsicht eine Frau!«
»Unter diesen Umständen bin ich leider gezwungen, auf Ihre Hilfe zu verzichten, Mike«, sagte Zamorra mit zusammengezogenen Brauen.
»Papperlapapp!«, rief Darrow aus und fuchtelte mit den Händen aufgeregt durch die Luft. »Ich weiß schon selbst, was ich mir zumuten kann, und was zuviel für mich ist! Ich bin fünfundfünfzig, Zamorra, also bei Gott kein grüner Junge mehr. Denken Sie, ich kann nicht abschätzen, wie weit ich gehen darf? Ich kenne mein Herz besser als Sie oder sonst jemand. Deshalb werde ich tun, worum Sie mich

gebeten haben. Und niemand wird mich daran hindern.«

Vor soviel Starrsinn musste Zamorra kapitulieren.

Einen letzten Einwand versuchte er noch: »Ich könnte die Voodoo-Zeremonie selbst…«

Da lachte Darrow schallend und sagte: »Nichts gegen Sie persönlich, Professor Zamorra. Sie sind auf vielen Gebieten äußerst beschlagen. Aber ich bin hier der Spezialist. Ohne mich besonders hervortun zu wollen, muss ich doch behaupten, dass Sie mir auf dem Gebiete der Zombie-Beschwörung nicht das Wasser reichen können. Und wenn Sie objektiv genug sind, werden Sie zugeben, dass ich damit recht habe.«

»Dann lassen Sie mich Ihnen wenigstens assistieren«, sagte Zamorra, um wenigstens etwas für sich herauszuholen.

Darrow nickte. »Okay. Assistieren dürfen Sie.«

»Wann können wir anfangen?«

»Jederzeit. Ich war bereits auf dem Friedhof. Es ist alles für die Voodoo-Zeremonie vorbereitet.«

Bill Fleming kam zurück. Zamorra schaute ihn an. Bill schüttelte den Kopf. Das hieß, dass die Kutte nicht an ihrem Platz war. Also hatte Carl Lyman das Haus verlassen. Sie waren gezwungen, auf seine Rückkehr zu warten. Zamorra dachte an Cannon. Der Hexer war bestimmt zu ihm unterwegs. Der Parapsychologe hoffte, dass es im Gefängnis keine Panne gab. Cannon war sicher, solange er in seiner Zelle blieb. Doch wenn es dem teuflischen Hexer gelang, ihn mit irgendeinem Trick herauszuholen…

***

Es war elf Uhr nachts. Leif Cannon unternahm nicht einmal den Versuch, einzuschlafen. Seine Gedanken drehten sich immerzu im Kreise.

Er dachte an Zamorra, an Lyman, an Robinson, Ponte und Santana, dachte an die Begegnung mit dem Hexer, die seiner Meinung nach noch in dieser Nacht stattfinden würde, verspürte Angst, die er mit dem zaghaften Gefühl einer vagen Hoffnung zu verdrängen versuchte, sobald sein Blick in eine der vier Ecken fiel, wo Zamorra jene geheimnisvollen Zeichen und Symbole an die Wand gemalt hatte. Dämonenbanner! Ein wirksamer Schutz? Es würde sich weisen.

Plötzlich vernahm der schmale Junge ein geisterhaftes Atmen. Erschrocken setzte er sich auf. Er starrte zur Zellentür. Das Atmen wurde deutlicher. Ein Seufzen mengte sich dazu. Dann hörte Leif Cannon ein gespenstisches Flüstern.

»Leif!«, kam es aus der Dunkelheit auf ihn zu. Er schauderte. »Leif! Nun bist du dran! Du bist der letzte!«

Verflogen war der geringe Optimismus, den Cannon scheu in seinem Herzen genährt hatte. Furcht, Grauen, Schrecken und Entsetzen

ergriffen grausam von ihm Besitz. Er federte mit einem Satz aus dem Bett, als würde die Matratze brennen.

Mit einemmal stand der Unheimliche in seiner roten Kutte vor dem Gitter. Cannons Herzschlag setzte aus. Benommen wankte er vor der schrecklichen Erscheinung zurück.

»Nun du, Leif!«, flüsterte Lyman voll triefendem Hohn. »Ich kann es kaum erwarten, dein Leben an mich zu reißen, mein Junge. Gewiss wirst du es am schwersten haben, zu sterben, denn du sollst für etwas bezahlen, das du nicht getan hast. Aber ich bin in diesem Punkt anderer Meinung. Du hast dich nicht vehement genug für mich eingesetzt, mein Junge. Du hast es einfach zugelassen, dass Santana mich erschlug.«

»Was… was hätte ich denn tun sollen?« stammelte Cannon verzweifelt. »Santana hätte auch mich erschlagen, wenn ich mich gegen ihn gestellt hätte.«

»Dann wäre dir dies hier jedenfalls erspart geblieben«, flüsterte Lyman, dass dem Jungen das Blut in den Adern gefror.

»Bereite dich auf den Tod vor!«, fauchte der Unheimliche hasserfüllt. »Ich werde dir ein langes, qualvolles Ende bereiten!«

Cannon versuchte dem schaurigen Anblick zu trotzen. Verzweifelt schüttelte er den Kopf. Er wies auf die Dämonenbanner.

»Verschwinde! Du kannst hier nicht herein, Lyman! Diese Zeichen beschützen mich vor dir!«

»Wer hat dir denn diesen Unsinn eingeredet?«

»Zamorra!«

»Der kommt auch noch dran, verlass dich drauf!«, Lyman wollte die Zelle betreten. Doch diesmal war ihm das nicht möglich. Das dicke Gitter ließ ihn nicht durch. Er prallte dagegen und stieß einen wütenden Fluch aus. Seine Hände schossen vor. Was für scheußliche Hände. Lange, gebogene, Krallen hatten sich an den Fingern gebildet. Cannon presste sich benommen gegen die Wand. Er wollte beten, doch er brachte nur ein zusammenhangloses, sinnloses Gestammel hervor. Lyman rüttelte zornig an den Gitterstäben. Er schrie, kreischte und tobte. Seine glühenden Augen versprühten so viel Licht, dass Cannon das scheußliche Gesicht des Hexers erkennen konnte. Er stimmte in das Geschrei des Hexers ein. Er brüllte die Aufseher herbei. Sie kamen von allen Seiten gerannt. Als Lyman sie kommen sah, ließ er fluchend vom Gitter ab, kreiselte herum und stürmte davon…

***

Der kalte Nachtwind fauchte ihnen in die gespannten Gesichter. Sie standen vor Lymans Grab. Darum herum hatte Mike Darrow die verschiedensten Voodoo-Markierungen angebracht. Eine steile Falte stand über seiner Stirn. Während er sich auf das Ritual konzentrierte,

murmelte er unverständliche Beschwörungsformeln. Dann streute er verschiedenfarbige Pulver auf die kabbalistischen Zeichen, die er mit Tierknochen zusammen auf das Grab gelegt hatte.

Zamorra schaute Darrow besorgt an. Er hätte nicht auf Mike hören sollen. Die Zeremonie verlangte dem weißhaarigen Mann zuviel ab.

Darrows Gesicht war blass geworden. Seine Schultern hingen nach vorn. Er war gekrümmt, als trüge er eine schwere Bürde.

Bill Fleming blickte nervös auf seine Uhr. Gleich zwölf, stellte er fest. Nicole wandte sich kurz um. Der Wind zerzauste ihr Haar. Die Nacht war fast nicht zu durchdringen. Schemenhaft erkannte das Mädchen Lymans Haus. Er würde vermutlich dahin bald zurückkehren.

Auch Bill suchte die Gegend nach Lyman ab. Sie konnten ihn beide nicht entdecken.

»Jetzt das Tierblut!«, sagte Darrow. An seiner brüchigen Stimme erkannte Zamorra, wie entkräftet dieser Mann bereits war.

»Mike…«

»Das Tierblut!«, sagte Darrow schneidend. »Schnell! Ich dachte, Sie wollten mir assistieren!«

Zamorra reichte Darrow wortlos die Kunststoff-Flasche, in der sich das Tierblut befand. Der Weißhaarige schraubte den Verschluss ab. Der rote Lebenssaft blubberte aus der Flasche und klatschte auf das krümelige Erdreich. Wieder murmelte Darrow mehrere Beschwörungsformeln. Dann trat er vom Grab zurück. Er reichte Zamorra die Flasche.

»Carl Lyman!«, rief Darrow mit zittriger Stimme. »Carl Lyman, ich rufe dich! Ich rufe den Leib, der in den Schoß der Erde versenkt wurde! Erwache! Befreie dich aus diesem irdischen Schrein! Setze dich über Zeit und Raum hinweg! Werde durch die große Macht des Voodoo-Zaubers zum Untoten! Verlasse dein kaltes Gefängnis. Werde zum Zombie! Steh auf und nimm meine Befehle entgegen!«

Plötzlich ein dumpfes Grollen. Nicole Duval und Bill Fleming wichen erschrocken einen Schritt zurück. Unter ihren Füßen bebte die Erde. Zamorra starrte gebannt auf den gewölbten Grabhügel. Dicke Schweißperlen bedeckten Mike Darrows Gesicht. Immer stärker wurde das Beben. Und dann brach mit einemmal die Erde auf. Das Grab tat sich auf. Der Hügel spaltete sich. Der Zombie stieg aus der Erde, Carl Lymans Körper hatte das Totenreich verlassen. Er sah grauenvoll aus. Bleich schimmerte das zerschmetterte Gesicht mit den toten Augen. In den tiefen Fleischwunden klebte Lehm. Die Wangen begannen konvulsivisch zu zucken. Der zerschlagene Mund öffnete sich, ein schreckliches Röcheln kam aus der Tiefe der Kehle.

Darrow blickte den Zombie furchtlos an. Der Untote war von ihm geweckt worden und war somit nur seinen Befehlen zugänglich.

»Geh hin!«, sagte Darrow, so fest er konnte. »Geh hin, und töte

deinen Geist!«

Der Zombie setzte sich mit mechanischen Schritten in Bewegung.

»Da kommt Lyman!«, rief Bill Fleming. Er wies mit der Hand auf den Kuttenmann, der soeben zwischen zwei Büschen hervorgetreten war. Der Zombie eilte auf die Erscheinung zu. Ein gefährliches Knurren entrann sich seiner Kehle. Mit zuckenden Händen erreichte er den Geist. Zamorra und die anderen eilten dem Untoten nach, um das Schauspiel aus der Nähe mitzuerleben. Der Kuttenmann und der Zombie standen einander für einen kurzen Augenblick reglos gegenüber. Dann fielen sie wie Todfeinde übereinander her. Es kam zu einem mörderischen Kampf. Wie zwei Raubkatzen verbissen sie sich ineinander. Was niemandem sonst gelungen wäre, gelang dem Zombie. Es war ihm möglich, den Geist anzufassen. Brüllend, knurrend und fauchend wirbelten die beiden umher. Der Kuttenmann vermochte sich der zahlreichen Attacken des Zombies nicht zu erwehren. Der Untote riss den Geist hoch und schmetterte ihn mit unwahrscheinlicher Kraft zu Boden. Der Kuttenmann heulte kläglich auf. Feuer schoss aus seinem Mund. Das Glühen seiner Spukaugen verstärkte sich. Das reizte den Zombie noch mehr. Er trat den Geist mit Füßen, warf sich auf ihn, packte seinen Schädel und riss diesen mit einem gewaltigen Ruck herum.

Und dann begann sich die rote Kutte aufzulösen. Sie fiel in sich zusammen, glättete sich, breitete sich auf dem Boden aus und war bald nur noch ein unansehnlicher, alter, zerschlissener Fetzen.

Der Zombie ballte die Fäuste. Er warf den Kopf zurück und stieß ein triumphierendes Gebrüll aus.

Zamorra schaute Bill Fleming an und atmete erleichtert auf.

»Geschafft!«, sagte er.

Da schrie Nicole Duval entsetzt auf. Die beiden Männer wandten sich ihr zu. Sie stand mit kreidebleichem Gesicht da. In ihren Armen hing Mike Darrow. Seine Finger waren in die Brust gekrallt. Nicole vermochte ihn nicht zu halten. Sie ließ ihn langsam zu Boden gleiten. Er wollte noch etwas sagen, doch da bäumte sich sein Körper jäh auf und dann fiel sein Kopf zur Seite – tot.

»Es war zuviel für ihn«, sagte Zamorra erschüttert. Zum Zeitpunkt des größten Triumphs traf ihn dieser schmerzliche Verlust doppelt hart.

Da krächzte Bill: »Der Zombie haut ab, Zamorra!«

Dem Professor trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Der Untote hatte nun keinen Herrn mehr. Darrow war tot. Niemand sonst konnte ihm befehlen. Ehe sich Zamorra zu einem Entschluss durchringen konnte, war der Zombie verschwunden.

»Hol ihn zurück!«, schrie Bill aufgewühlt. »Du musst ihn zurückholen, Zamorra!«

»Das kann ich nicht!«
»Er wird Angst und Schrecken verbreiten…«
Nicole Duval blickte den Professor mit furchtgeweiteten Augen an. »Mein Gott, Chef. Nun sind wir vom Regen in die Traufe gekommen!«

***

Zamorra holte sein Amulett. Er verlangte von Nicole, sie solle in Lymans Haus gehen und da bleiben, was auch immer passierte. Sie sollte die Türen verriegeln und nicht eher öffnen, als bis Bill oder er sich zu erkennen gaben. Dann machte sich der Professor mit Fleming auf die Suche nach dem verschwundenen Zombie. Ein tierhaftes Kreischen verriet ihnen, wo sich der Untote ungefähr befand. Lyman hatte den Wald erreicht.

»Himmel, wir müssen eine Nadel im Heuhaufen suchen!«, stöhnte Bill verzweifelt.

»Wenn er hin und wieder einen solchen furchtbaren Laut von sich gibt, werden wir ihn bald haben.«

»Ich schlage vor, wir trennen uns«, sagte Fleming, als sie den Waldrand erreicht hatten.

»Okay. Aber pass gut auf dich auf. Begib dich nicht in Gefahr. Ruf mich, wenn du auch nur vermutest, dem Monster nahe zu sein!«

»Wird gemacht«, zischelte Bill und huschte davon. Der Wind fauchte durch die hohen Baumwipfel. Er bog die dicken Stämme. Es knirschte und knackte dort oben unheimlich. Dazwischen glaubte Bill ab und zu das Stampfen von Schritten zu hören. Aufgeregt hastete er hinter diesen Geräuschen her. Mit unwahrscheinlichem Mut warf er sich in die schwarze Wand des Unterholzes hinein. Aber er wagte zuviel.

Zu spät bemerkte er das. Mit einem grauenerregenden Fauchen sprang ihn der Zombie – plötzlich aus dem schwarzen Nichts kommend – an. Bill wich entsetzt vor den mächtigen Armen zurück. Er vergaß zu schreien.

Mit dem Rücken prallte er gegen den rissigen Stamm einer Buche.

Er konnte nicht schnell genug zur Seite springen. Seine Füße verhedderten sich in den klauenartigen Wurzeln des Baumes. Der Zombie fuhr ihm blitzartig an die Kehle. Bevor ihn die eiskalten Totenfinger die Luft abschnürten, rief Fleming Zamorras Namen.

Der Professor hörte den Schrei und jagte los. Er hatte das Gefühl, schlohweiß zu werden, als er sah, wie der furchtbare Zombie drauf und dran war, den Freund zu erwürgen. Zamorra flog auf den Untoten zu. Er schmetterte ihm sein Amulett ins Genick. Der Zombie ließ Bill Fleming auf der Stelle los. Er wirbelte mit rudernden Armen herum, spannte das Kreuz und stieß so grauenvolle Laute aus, dass einem davon das Blut in den Adern gerinnen konnte.

Und dann jagte der Untote heulend dorthin zurück, woher er

gekommen war. Bill und Zamorra folgten ihm. Der Zombie stieg röchelnd und wankend in seinen Sarg hinab. Und dann geschah etwas, das Bill Fleming unwillkürlich an das Zurückspulen eines Films erinnerte: der Grabhügel bildete sich wieder, nachdem sich die Erde geschlossen hatte. Zamorra traute dem Frieden jedoch nicht ganz, deshalb zog er über dem Grab einen großen Drudenfuß mit seinem silbernen Amulett.

Ein letzter wahnsinniger Schrei kam aus der Tiefe der Erde.

Dann war Carl Lyman unwiderruflich tot.

Die Freunde brachten Darrow ins Haus.

»Armer Mike«, sagte Zamorra bedauernd. »Es war sein Erfolg. Doch er hatte keine Zeit mehr, sich darüber zu freuen.«

ENDE